Zeitschrift: Historischer Kalender, oder, Der hinkende Bot
Band: - (1856)

Artikel: Vermischte Geschichten
Autor: [s.n.]
DOI: https://doi.org/10.5169/seals-654830

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 02.10.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Des Hinkenden Boten Neujahresgruß.

Man sagt, ein wohlgemeintes Wort
Find' allzeit einen guten Ort.
Drum wollt ihr mich auf diesen Tag,
So ernst mein Wort auch lauten mag,
Nicht unbeachtet von euch weisen.

Von Herzen muß ich glücklich preisen
Den Menschen, dem es ist beschieden,
Gesund und harmlos und im Frieden
Die Erdentage zu durchleben;
Ein hohes Gut ist ihm gegeben.

Wie freundlich leuchtet Dem der Morgen,
Dem Gott sein täglich Brod bescheert,
Der ohne Angst und schwere Sorgen
Sich und die Seinen redlich nährt!
Wie glücklich ist, wer mit den Seinen
Sich täglich der Gesundheit freut!
Bei häuslicher Zufriedenheit
Mag ihm die Erd' ein Himmel scheinen.

O wer es hat, der danke Gott!
Denn manchen Orts herrscht große Noth.

Ich lasse jetzt mein Auge schweifen
Nach andern Ländern dieser Erde;
Doch, welcher Schreck will mich ergreifen!
Was seh ich dort? — Drei böse Pferde,
Entsprungen den zerrißnen Ketten!
Von ihrem Hufschlag schwer zertreten
Seh' ich die Menschheit schmerzlich bluten.

Dort an des schwarzen Meeres Fluthen
Bäumt tummelnd sich das rothe Pferd;
Die Nüstern sprühen Feuergluthen,
Und aus den Augen Blitz entfährt.
Sein Leib ist ganz in Blut getaucht,
Und Blutdampf aus der Mähne raucht.
Es wiehert lautes Kriegsgeschrei,
Und lockt Europa's Heldensöhne
Zum Schlachtgewühl und Tod herbei;

Es freut sich an dem Schmerzgestöhne
Und wiehert stets mit neuem Rufe;
Stets neue Schaaren rücken an
Und werden auf der blut'gen Bahn
Zertreten von des Pferdes Hufe.

Das zweite Pferd ist schwarz zu schauen,
Umnachtet von des Todes Grauen;
Von dunkeln Fittigen getragen
Eilt es dem schnellen Wind voraus;
Sobald die Flügel schaurig schlagen,
Wird gleich die ganze Luft vergiftet,
Und Pest kehrt ein in Feld und Haus.
Indem man strebt es abzuwenden,
Hat es bereits an allen Enden
Ein weites Trauerhaus gestiftet.
So hat die Cholera seit Jahren
Verheerend schon die Schweiz umringt
Und Menschen hingestreckt in Schaaren,
Daß es an Sarg und Todtenbahren
Gebrach. Wohlan! Danksagung bringt
Dem Herrn, der in dem Himmel thront,
Wenn gnädig Er uns noch verschont.

Das dritte Pferd trägt fahle Farben
Und ein Geripp von starren Knochen,
Das Augenlicht ist matt gebrochen
Von Hunger und von langem Darben.
Es schweift und weidet auf den Fluren,
Doch unersättlich ist sein Fraß;
Es zeichnet seines Maules Spuren
Am Boden geifernd schmutzig naß.
Man sieht die Fruchtbarkeit verschwinden,
Das fette Gras, die vollen Aehren
Sind nirgends mehr im Land zu finden.
Das Elend grinset aus den leeren
Kornspeichern, aus den lichten Scheunen
Erbärmlich Vieh und Menschen an.
Der Säugling stirbt mit mattem Weinen,
Der Mann auf halber Lebensbahn.

Der Krieg, die Pest und Hungersnoth —
Welch schwere Heimsuchung von Gott!
Verleih' uns, Herr! in diesem Jahr
Des Friedens günstigen Bestand,
Gesundheit, unser täglich Brod.
Behüt' uns künftig immerdar
In unserm lieben Schweizerland
Vor Pestilenz und Hungersnoth
Und vor der Zwietracht wildem Brand!

(Ende Juli 1855.)

Das Erdbeben vom 25. und 26. Heumonat 1855.

Ein unheimliches Naturereigniß hat in diesem Jahre einen Theil unseres Vaterlandes schwer heimgesucht und die ganze Schweiz während einiger Tage wenigstens in eine große und ängstliche Spannung versetzt. — Mittwoch den 25. Juli, Mittags 12 Uhr 55 Minuten, wurde in der ganzen Schweiz, so wie auch in einigen Nachbarstaaten eine heftige Erderschütterung wahrgenommen. Dieselbe wurde im ganzen Kanton Bern, ebenso in den Kantonen Genf, Waadt, Freiburg, Solothurn, Basel, Aargau, Zürich, St. Gallen, Thurgau, Schaffhausen, ebenso in Luzern und der innern Schweiz sehr stark verspürt. Man empfand mehrere sehr starke theils horizontale, theils vertikale Schwankungen. Wanduhren standen still; Schornsteine wankten und stürzten da und dort auf die Straße herab; Haus-, ja sogar Kirchenglocken schlugen an, wie in Biel, Bern, Luzern, Genf u. s. w.; viele Häuser, auch einige Kirchen erhielten Risse. Zu Betschwanden in Glarus erweiterte das

Erdbeben einen seit 1817 bestehenden Erdriß. Ueberall stürzten die Leute vor Schrecken aus den Häusern, und allgemein wurde versichert, ein so heftiges Erdbeben sei seit Menschengedenken nicht erlebt worden. Mittlerweile wiederholten sich Donnerstag den 26. Juli, des Morgens um 10½, und des Nachmittags um 2½ Uhr die Erderschütterungen, theils in gleicher Stärke, theils etwas schwächer als Tags vorher; sie wurden aber an den gleichen Orten wie am 25. beobachtet. Ebenso wurde noch Samstag den 28. Vormittags 11 Uhr ein jedoch weniger heftiger Erdstoß in horizontaler Richtung bemerkt. Von eigentlichen Unglücksfällen vernahm man jedoch vorerst nichts, bis nach einigen Tagen die Schreckensnachrichten aus dem beklagenswerthen Ober-Wallis von Mund zu Mund liefen. In der That stellte es sich allmählig heraus, daß dort der eigentliche Sitz des Erdstoßes gewesen sei. Das Unglück in den Bezirken Brieg und Visp war entsetzlich. In St. Niklaus stürzten die beiden Wirthshäuser ein, die Kirche wurde verschüttet und alle Wohnungen, mit Ausnahme des Pfarr- und eines Privathauses sind ganz oder zum Theil zerstört. In Grächen wurden ungefähr 10 Gebäude umgeworfen, in Stalden viele Häuser beschädigt und eines stürzte ein. Die beiden schönen Kirchen von Vispach stürzten schon am 25. zusammen. Im dortigen Gasthofe fielen bei den ersten Stößen die obern Stockwerke auf das erste herab und beschädigten zwei gerade dort befindliche Magistratspersonen. Am 26. dauerten die Erdstöße mit Zwischenräumen beinahe den ganzen Tag fort, so daß am Abend alle Häuser mehr oder weniger beschädigt waren. Der Anblick war entsetzlich. Die ganze Bevölkerung verließ das Dorf und campirte unter freiem Himmel. In St. Niklaus wurde eine Frau verletzt, in Grächen ein Knabe erschlagen. Es ist beinahe ein Wunder, daß nicht mehr Menschenleben zu beklagen sind. Reisende im Zermattthal konnten am 26. nur mit der größten Gefahr durchs Thal kommen, indem jeden Augenblick abgelöste Steinmassen herabrollten. Steinlawinen zerschmetterten in der Nähe von St. Niklaus eine Scheune, deren Trümmer einem Manne von Münster das Bein zerbrachen. Ueberall zerspaltete sich der Boden und zeigten sich Risse in den Straßen. Im Bad Leuk soll die Wärme der Quelle um 7 Grad zugenommen und eine ganz bläuliche Farbe erhalten haben. Die Gäste verlangten die Abhaltung eines Tedeums, um Gott für ihre Rettung zu danken. Bis zum 26. Abends wurden in jenen Gegenden 40 stärkere oder schwächere Erderschütterungen gezählt. Alle Augenblicke stürzte wieder etwas zusammen. Ja, noch bis in die Mitte des August, wurden fortwährend einzelne Stöße verspürt, und hörte man neues unterirdisches Getöse; immer noch waren die zerstörten Dörfer leer und mußten Menschen und Vieh auf dem Felde unter Zelten oder auf Stroh sich elendiglich unterbringen. In den entstandenen Erdspalten öffneten sich mitunter Quellen, die armsdick hervorsprudelten, so in der Nähe von Visp und drei Viertel Stunden davon, gegen Stalden zu, stürzte ein schlammiges Wasser aus dem Boden. Der Gletschersee von Valsorey lief während des Erdbebens durch unterirdische Kanäle in die Dranse vollständig ab; da der Wasserstand dieses Flusses glücklicherweise ganz niedrig gewesen war, so hatte man keine Ueberschwemmung

zu beklagen. — Um das Unglück der armen Heimgesuchten so viel möglich zu erleichtern, sammelte man in der ganzen Schweiz milde Beiträge. Die Badgäste in Leuk legten sofort Fr. 1000 zusammen. Den Schaden schätzte man auf mehr als eine Million. — Das Erdbeben wurde auch in den angränzenden Ländern Oberitalien, Frankreich und Deutschland verspürt, aber nirgends so heftig wie in der Schweiz, und in dem Maße schwächer als man von dem Heerde entfernter lag. Als nördlichsten Punkt, wo es bemerkt wurde, bezeichnete man Bischofswerda (zwischen Bauzen und Dresden), wo die Glocken der Stadtkirchen sich bewegten. Unserm Erdbeben ging am 27. Juni eines in Baltimore, am 3. Juli eines in Scutari und am 20. Juli abermals ein solches in dem erst vor kurzem heimgesuchten Brussa vor, wo man am 30. Juli bereits 25 Stöße gezählt hatte. — Nicht ohne Interesse ist es, daß das große Erdbeben, welches gerade vor 100 Jahren (1755) die Stadt Lissabon zerstörte, damals auch im Oberwallis, in Brieg und Naters stark empfunden wurde und nicht unbedeutenden Schaden anrichtete. — So viel für dieses Jahr. Ueber Erdbeben im allgemeinen und einiges Wichtigere aus ihrer Geschichte kann der Bote vielleicht in einem künftigen Jahrgange berichten. — Zum Schlusse aber noch einige Strophen aus einem schönen Gedichte, welches unter der Aufschrift „Visp" einige Wochen nach dem letzten Erdbeben bekannt gemacht wurde. Möge es den Heimgesuchten Muth, den Verschonten ein kräftiges Gottvertrauen einflößen:

Und wie sie angstvoll stehn im Freien,
Da wankt und schwankt das ganze Thal;
Die Felsen spalten sich und speien
Erschloss'ner Quellen trüben Strahl —
Und Blöcke donnern von den Gipfeln,
Und See'n rauschen von der Wand,
Und Arven pflügen mit den Wipfeln
Den Grund, wo sonst die Wurzel stand.
Und was erbaut von Menschenhänden —
Das Gottes- wie das Menschenhaus —
Es schüttert in Gebälk und Wänden
Und stürzt dahin in Schutt und Graus . . .
Doch während — Grau'n in Blick und Mienen —
Je Eins des Andern Hand erfaßt,
Steht plötzlich mitten unter ihnen
Ein greiser, wunderbarer Gast;
Die Silberlocken, niederwallend,
Umleuchten ein erhab'nes Haupt;
Und vor der Stimme herrlich schallend
Hat das Verderben ausgeschnaubt:
„Ermannt euch!" spricht er zu den Armen;
„Das Unglück schreitet durch die Welt,
„Damit ein heiliges Erbarmen
„Den segensvollen Einzug hält.
„Ermannt euch! hebt empor die Blicke!
„Das Unglück schreitet durch die Welt,
„Damit der Geist im Mißgeschicke
„Aufs Unvergängliche sich stellt
„Und schau, wo Felsen offenbaren,
„Daß sie nur Staub und Asche sind,
„Muß auch dein morsches Haus zerfahren,
„Du armes, blindes Menschenkind!
„Geduld! was diesem Schutt entgrünet,
„Was diese Trümmer bald verklärt:
„Die Liebe, die dein Unglück sühnet,
„Reicht über aller Habe Werth!"
So sprach der Greis, und im Verschwinden
Rollt' ihm ein ernster Donner nach,
Und mächtig klang nach allen Winden
Was der Geheimnißvolle sprach.

Kriegslist.

Während des siebenjährigen Krieges hatte der hochweise Magistrat von Kleinwitz die Kunde erhalten, daß sich feindliche Truppen gegen sein Gebiet hinbewegten. Sogleich wurde eine Rathsversammlung veranstaltet

und in derselben zur Rettung der Stadt folgender Beschluß gefaßt: Es sollen unverweilt in der ganzen Umgebung der Stadt alle Wegweiserpfähle, die die Straße nach Kleinwitz angeben, umgekehrt werden, so daß die Arme aller Wegweiser von Kleinwitz hinwegdeuten, wodurch unfehlbar die feindliche Armee in Verwirrung gebracht und in alle Welttheile zerstreut werden müsse.

Fremdenpolizei.

Ein Handwerksbursche wurde an der Grenze eines kleinen Ländchens oder Kantons angehalten, um sich über die nöthigen Existenzmittel während seines Aufenthalts auszuweisen, damit er dem Publikum nicht zur Last falle. Da zog er ein batziges Brödlein aus der Tasche und sprach: Damit kann ich ja euer Ländchen zehnmal hin- und herpassieren, ohne Hunger zu verspüren.

Rechtskosten.

Ein Bauer kam zu seinem Anwalt, um die Kosten eines verlornen Prozesses zu zahlen. Der Bauer machte die Bemerkung, das sei doch hart, wenn man um sein gutes Recht gekommen sei, und obendrein noch zwei Dublonen zahlen müsse. Da stand der Anwalt auf und langte nach den Prozeßakten und sprach: Da will ich euch die Posten alle nachweisen, und ihr werdet sehen, daß ich noch billig verfahre. „O bleibt doch sitzen, Herr Fürsprech! rief ängstlich der Bauer, sonst giebt es noch mehr Kosten.“

Das Gogerwesen

Als ich jüngst bei meinem Freund, dem Pintenwirth zu M. einkehrte, wurde in seinem Haus gerade eine Gantsteigerung gehalten. Das Mannli, dessen Habseligkeiten weit unter dem Preis losgeschlagen wurden, saß traurig in einer Ecke bei einem Gläslein Schnaps. Ich betrachtete ihn genauer und erinnerte mich, ihn vor einem Jahre schon hier angetroffen zu haben, wie er einen halben Schoppen Wein trank, nach demselben einen Schoppen, dann eine Halbe und zuletzt noch eine Maß Als er endlich fortgehen wollte, schlug sich ihm der Wein um die Beine, obgleich es kein 54er war. Am Boden liegend, rief das Mannli aus: „I has denkt, das Gogerwesen heigs nit uf enanderen oben. Hätt' i mit der Maß agfange, es hätts besser gha.“

Seine ganze Handthierung und Lebensweise war aber ein solches Gogerwesen und hatte keinen festen Grund, darum fiel es mit dem Mannli über den Haufen. Es erwahret sich halt alle Zeit: Wer meine Rede hört und thut nicht darnach, der ist einem thörichten Manne gleich, der sein Haus auf den Sand bauete.

Eine Vergleichung.

Ein andermal saß ich ebenfalls auf meinen Botenwanderungen bei einem Schoppen, als ein loser Spaßvogel sich an mich wandte mit der Frage: Was ist für ein Unterschied zwischen einem Menschen und dem Hornvieh? „Das Vieh führt man an den Hörnern herum, den Menschen an der Religion“ — beantwortete sich der Frager selbst. „Ganz richtig“ antwortete ich ihm, „der Unterschied zwischen beiden besteht also darin, daß der Mensch Religion hat, das Hornvieh aber keine.“

Die Seele.

Der Bürgermeister von Nachtkappenheim hatte, in Erwägung gefährlicher Kriegszeiten, seinem Thorwächter befohlen, im Winter um 6 Uhr und im Sommer um 8 Uhr das Stadtthor zu verrammeln und nachher keine Seele mehr weder ein noch aus gehen zu lassen. Da verspätete sich aber einmal der Herr Bürgermeister selber auf einer Landparthie und pochte gewaltig an das Thor und rief: „Mach auf Peter, ich, der Bürgermeister selber, bin da.“ Peter aber beeilt sich nicht. Entweder, denkt er, will Ihro Hoheit, der Herr Bürgermeister, mich in meiner Amtstreue prüfen, oder es ist ihm Ernst. In beiden Fällen soll er erfahren, daß ich jetzt den Schlüssel führe und zu befehlen habe. „Keine Seele kömmt herein“ ruft Peter, „der Herr Bürgermeister hat es streng verboten.“ Auf dringendes Anhalten läßt sich endlich Peter bewegen, dem Herrn Bürgermeister eine Leiter über die Stadtmauer hinaus zu schieben, damit Ihro Hoheit über die Mauer steigen könne, wie es wahrscheinlich während der Stadtsperre bisweilen geschehen mochte. Oben auf der Mauer angelangt, ruft der Herr Bürgermeister: „Halt, jetzt habe ich noch mein Hündlein drunten gelassen und muß es heraufholen!“ — „Unbesorgt, Herr Bürgermeister, redet Peter beruhigend ein, „dem Hündlein will ich schon aufmachen, Euer Verbot lautet ja nur dahin, keine Seele aus- und eingehen zu lassen.“

Respekt für dich, braver Peter! sowohl wegen deiner Amtstreue als wegen der Unterscheidung zwischen Mensch und Hündlein um der Seele willen. Das gute Thier hat allerdings manchen Kummer weniger, weil es keine Seele hat, und die theure Seele kann dem Menschen noch manche Angst bereiten, nicht nur bei einem verrammelten Stadtthor, sondern vornehmlich an der Himmelspforte. Es ist nicht umsonst, daß Mancher keine Seele haben will, es ist immer wegen dem Thor und wegen dem Hineinkommen. Du aber halte deine Seele in Zucht und Ordnung, so wird dir und deiner Seele das Himmelsthor nicht verschlossen sein, denn es spricht Einer: „Ich bin die Thüre. So Jemand durch mich eingeht, der wird selig werden und Weide finden.“

Wie man sich verreden kann.

Ein Schulmeister wollte das Examen der Kinder mit einer feierlichen Rede eröffnen und hub also an: „Wenn ich den Schimmel haue“, ... Er hatte sagen wollen: „Wenn ich den Himmel schaue“.

Manierliche Redensart.

Einer, der es in fremden Kriegsdiensten bis zum Gefreiten und einige Jahre nachher sogar zum Korporal gebracht hatte, wurde, nach seiner Rückkehr in die Heimath, von der Dorfgemeinde, weil er ein „b'sungerbar manierlicher Möntsch“ worden sei, zum Polizeier erwählt. An Fastnachten, Tanzsunntigen und andern Spektakeltagen hielt er bestmöglichst die öffentliche Ordnung aufrecht; deßgleichen auch an der „Verdingete“. Alsdann überließ man ihm die Sorge, die Armen, welche vorgeführt werden sollten, truppweise zu ordnen, damit nit Alles durenandere syg und es G'hürsch gäbi. Bei solchen öffentlichen Ehrenanlässen

trat der Polizeier mit dem Sabel an der Seite vor die Armen hin, die an die Mindersteigerung kommen sollten und sprach in befehlendem Ton: D'Frauezimmer sollen uf die einti Syte u d'Mannezimmer uf die anderi; heit ihr's g'hört? — Ach ja, liebe Herr! antwortete jedesmal ein zitterndes Schnapsfraueli.

Die Macht der Rede.

Eben derselbe Polizeisoldat hatte ein Bettelweib auf offener Straße arretirt und wollte dasselbe dem Obmann zuführen; da er aber noch eine Letzi vom russischen Feldzug von 1812 her in den Gliedern hatte, war es seine Sorge, die Delinquentin so zu eskortiren, daß sie ihm nicht entlaufen könne, weil er sonst, der Gliedersucht wegen, nicht im Stande gewesen wäre, sie einzuholen. Bei einem Kreuzweg schielte sie seitwärts auf ihren ernsten Begleiter und hatte wirklich Lust auszureissen. Wie sie den ersten Sprung thun wollte, packte er sie mit grimmigem Blick am Arm und schrie sie an: „Wotsch öppe Flause mache, par hazard!" — B'hüth-is nei, my liebe Herr, i mache-n-Ernst, antwortete sie, sprang weg und lief mit einer solchen Geschwindigkeit, daß der Polizeier den eigenen Augen kaum traute. — Wart, du Wetterhex, brummte er vor sich hin; fang' ich dich noch einmal, so springst du mir nicht wieder über alle Zäun' und Hääg. So was ist mir aber auch in meiner Praxis noch niemals arrivirt.

Hätt'st g'schaut.

Einem geschenkten Gaul soll man nicht in's Maul schauen, sagt das Sprichwort; aber beim Pferdhandel wird von Sach- und Fachkennern bekanntlich nichts gekauft, ohne daß man sich bei der Untersuchung der Zähne des Thiers von dessen Alter überzeuge. Sonst geht's, wie einem Käufer, der diese Vorsichtsmaßregel nicht beobachtete und sich nach geschlossenem Kaufe beklagte, der Roßjude habe ihn betrogen. Dieser antwortete kaltblütig: Hätt'st g'schaut! Die Zurechtweisung ist nicht nur auf den Roßhandel anzuwenden.

Wie man mit seinem Weibe Liebe und Leid theilt.

Es war ein Schneider von zänkischen Sitten,
Bei keinem Menschen nur leidlich gelitten;
Er prügelte wahrlich — gezählt genau —
Zweimal in der Woche die liebe Frau.
Die gute Seele mit blauen Flecken
Thut endlich sich hinter den Richter verstecken.
Der ließ den Bösen vor sich kommen
Und sagte, als er ihn streng vernommen:
„Nun bessert euch doch in nächster Zeit
Und theilt mit dem Weibe Liebe und Leid."
In der nächsten Zeit gieng es leidlich gut,
Der Schneider war immer auf seiner Huth;
Bald aber zuckte das Zünglein wieder
Und schlug die Faust auf das Weiblein nieder.
Das heißt, er wollte die Arme nur schlagen,
Denn rasch wie von dem Winde getragen,
Entsprang sie ihm. Er nimmt die Scheere
Und läuft ihr nach in die Kreuz und Quere.
Wenn er sie trifft, dann lacht er laut,
Wenn er sie fehlt, er grimmig schaut.
Am folgenden Tage bei früher Zeit,
Kommt zu dem Schneider die Obrigkeit;
Und wieder ist er zum Richter geladen,
Gar ängstlich knacken jetzt seine Waden.
Doch endlich geht er und spricht verbissen:
„Ja, meine Herren, ihr müßt es wissen,
Daß ich Eurem Befehle gehorsam war,
Ich theilte ja mit der Frau jederzeit
Nach Eurem Wunsche Liebe und Leid.
Ich will's Euch beweisen deutlich und klar.

Ich leugne nicht, daß mein stählernes Schwert,
Die Scheere, leicht meiner Hand entfährt.
Wenn ich mein Weib, den Engel, traf,
Dann war es mir lieb, ich lachte brav;
Ihr aber war es entsetzlich leid,
Vor Jammer, glaub ich, sie jetzt noch schreit.
Wenn ich sie verfehlte, das war hingegen
Mir leid und allemal ungelegen;
Ihr war es lieb, ich glaub es gern.
So habe ich, wie Ihr, meine Herren,
Einsehen werdet unverweilt,
Stets mit ihr Liebe und Leid getheilt.
Die Richter verstanden jedoch keinen Spaß,
Der Schneider mußte mit Scheere und Maß
Sich einsperren lassen so lange Zeit
Bis ernstlich er seinen Fehler bereut.

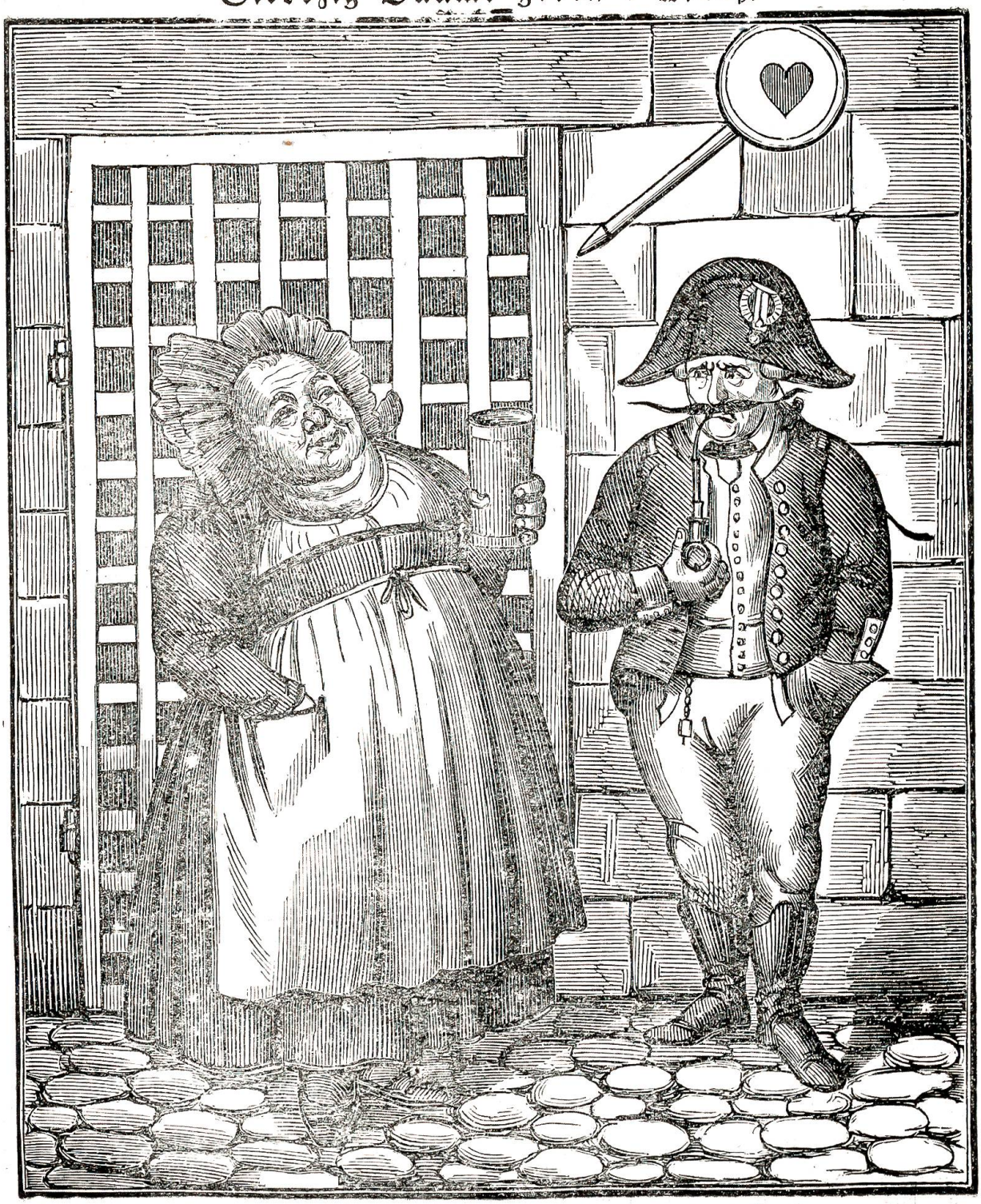
„Siebezig Tuume gäben e Maaß."

(Siehe gegenüberstehende Abbildung.)

Was doch de Lüüte nit alles Tüfels Züüg i Sinn chunt, für enandere z'bschyße, sagte kopfschüttelnd der, seiner Zeit zu Stadt und Land bekannte, kurze, untersetzte Herr Wagenmeister, ernsten martialischen Blicks, wenn sein mit Pech, nach den Enden zu rattenstielähnlich ausgetrüllter, brandkohlschwarzer Schnauz von dickem Tabackrauch dampfte, einem Mutthaufen oder gar einer feuernden Batterie ähnlich, während die Bauern auf dem Säumärit mit einer Art Respekt ihn betrachteten, sowohl vorn den gewaltigen Schnauz als hinten den, zwei Fuß langen, oben gepuderten Zopf, der ihm mitten über den Rücken herunterhieng. Der Wagenmeister hatte nämlich vernommen, wie eine, ihm ebenbürtige Kellerhalterin in den Fiebern ihrer letzten Krankheit die Worte obstehender Ueberschrift oft wiederholt habe, indem sie sich erinnerte, wie, wenn sie beim Ausschenken den Daumen oben ins zinnerne Weinmaaß hineingesteckt hatte, dieses Manöver, siebenzig Male wiederholt, ihr eine Maß Wein eintrug, zum Nachtheil der Zecher. Wenn von Kellermägden die Rede war, pflegte er eine vor allen Andern zu rühmen, ihrer Ehrlichkeit wegen; sie war ihm ebenbürtig und ihre Figur war geeignet, als Seitenstück neben der Abbildung seiner Gestalt zu figuriren. Ihr aufgetriebener Kopf hatte die Form des Vollmonds bekommen; die Farbe des Gesichts sah aus, wie die eines abgetragenen, scharlachroth gewesenen, Dragonermantels; zwei blitzende Aeuglein glühten ob den herausstechenden Backen und wie eine durchsichtige Einfassung umkreiste das aufrechtstehende Roßhaargewebe der Kappe die Rundung des Kopfs; der Mund war durch Wangen und Kinn wie eingedämmt. Von der Unterlippe abwärts waren wall- oder besser wurstförmige Abstufungen untereinander geschichtet — ein gewaltiger Kropf diente diesen Kinnformen als Unterlage. Alle diese plastischen Gebilde sind von Kunstkennern und Naturforschern mit den hängenden Gärten der Königin Semiramis verglichen worden, weil dieselben auch in terassenförmigen Abstufungen konstruirt gewesen waren. Kopf und Hals zusammen machten ungefähr den vierten Theil der Statur dieser Bachuspriesterin aus, die von den Nachbarsleuten die „Sauerkabisstande" genannt ward.

Ob der Genuß des Rebensaftes oder nur die Ausdünstung desselben alle diese Wölbungen bewirkt haben, ist zur Stunde noch nicht ausgemacht, denn die Physiologen behaupten, es habe auch Metzger gegeben, die nicht vom vielen Fleischessen, sondern von der Ausdünstung des geschlachteten Viehs sehr korpulent und stark werden konnten.

Siebezig Duume geben e Maaß.



F

Aber, wenns endlich mit dem Menschen an etwas Ernsteres geht, als an's Galoppiren und Kommandiren und Weinausschenken, und wenn das, sei's in dumpfen Kellern, sei's in glänzenden Salons, zugebrachte Leben vorüber und unwiederbringlich dahin ist, sammt Taback und Bier, Wein und Schnaps, Limonade und Gänseleberpasteten — so möchte dann doch Jeder, daß er solidere Eigenschaften sich erworben hätte, als nur einen dicken Schnauz oder Zopf oder gar ein wie Karfunkel leuchtendes Vollmondsgesicht. — Nicht zu einem Weibsbild, wie die moderne Semiramis beim Gatter gewesen war, sondern zu einer hübschen Jungfrau in der Blüthe ihrer Jahre sprach der Knochenhauer am Todtentanz, der an der alten Kirchhofmauer des Predigerklosters zu Bern gemalt gewesen war:

Nun, Tochter, es ist hie die Stund,
Bald wird dir bleich dein rother Mund;
Dein Angesicht, Leib, Haar und Brüst,
Wird alles werden ein fauler Mist.

Aus dem Leben und für das Leben.

Es war einmal ein Obmann oder ein Seckelmeister oder so etwas, der gar wohlthätig war, wenn er mit anderer Leute Geld sich gütlich thun und d'reuf los essen und trinken konnte. Derselbe hatte bewirken können, daß, vorgeblich für die Hausarmen, eine Unterstützung an den Kirchthüren gesammelt wurde. Manches hausliche Mannlein, das sich genirte nichts zu geben, warf mit Zähneknirschen die freiwillige Gabe in den vom Obmann hergehaltenen Seckel; aber nach einigen Tagen wurde das Knirschen noch stärker, als es hieß, der Steuersammler hätte noch am Tage der Einnahme der Liebessteuer dieselbe mit den Herren Vorgesetzten verputzt und versoffen und nach der Saufete hätte noch jeder Säufer sechs Kreuzer aus dem eigenen Sack zur Liebessteuer legen müssen, um die Uerte zu bezahlen.

Während die Schläuche soffen, brachte der Obmann den Toast aus: Unser wackeres, treues Volk lebi hoch, abermal hoch und zum dritten Mal hoch! — Einem gemeinen Bäurlein, das mit trockenem Munde dem Fest in der Gaststube zusah und vor Rührung über den schönen Trinkspruch fast zu plärren anfieng, winkte er: „Seh du! chum u thue ei's B'scheid; du bist no eine vo Dene, wo suuber sy überem Nierestück!“ — Der Trappi trat hinzu, nahm das gefüllte Glas dankend und sagte: „Uest liebe G'meindsmanne, die's mit dem Allgemeine so gut meine, sölle alli läbe, hätt-i bald g'seit!“ — Als derselbe zu seinem Fraueli heimkam, welches schon vernommen hatte, wie das Mannli den Herren im Wirthshause gar schöne Komplimente gemacht habe, sagte es zu ihm: „E Trappi bist und e Trappi blybst und du bist nie dümmer, als wenn du um Gott's wille g'schyd sy söttist!“

Es ist kei G'spaß, we me z'Bett muß hüete u gar no d'rin sött Eier brüete.

So pflegte ein gliedersüchtiger Seifensieder in langjähriger Geduldübung zu seufzen, wenn ihm seine räße Ehehälfte vorhielt, wie er ein unnützes Glied des Menschengeschlechts geworden sei und Alles nur ihr obliege. Sackerdie! was soll i arbeite, wenn i keis Glied rühre cha, erwiderte der Mann

ungedultig, i ha lang g'nue g'werchet, vom Morge früh bis z'Abe spath. — Wohl fryli, sagte sie, öppis chöntist no im Bett mache. D'Hähneli hei jetzt e schöne Prys, du chönntist probiere Eier z'brüte, we du doch geng im warme Bett lyst. — Der Versuch wurde wirklich gemacht, mißlang jedoch vollständig und als gar noch die Eier im Bette zerbrochen wurden, wollten die Vorwürfe des hässigen Weibes nicht aufhören.

Scherz und Ernst.

Wie im gewöhnlichen Leben, so soll auch in einer Volksschrift Frohes und Trauriges, angenehm Unterhaltendes und zu ernstem Nachdenken Stimmendes abwechseln; denn lachen kann und mag man doch nicht immer; des Lebens Weg führt an Schaubühnen und an Kirchhöfen vorbei. — An einer Friedhofpforte hat einer unserer uralten Amtsvorfahren schon im dreizehnten Jahrhundert auf seinen Wanderungen folgenden Vers gelesen:

„Was er war un was er ist
Un was er wird in kurzer Frist;
So sprechent, die da sind begraben,
Beiden zu'n Alten und zu'n Knaben:
Was ihr da sint, daz waren wir,
Daz wir nu sint, das werdent ihr."

Ganz derselbe Gedanke ist auf Plattdeutsch ausgedrückt in einer Grabschrift zu Bremen:

„Wat ik war, dat bistu;
Wat ik bin, dat wastu."
(Heute mir, morgen dir.)

Aus jener uralten Grabschrift, die sich auch im Gedicht des „Vrigedank" befindet, hatte der Maler und Dichter Niklaus Manuel von und zu Bern im Jahr 1518 den Hauptgedanken zu einem Verse genommen, den er unter diejenige Scene seines an der Kirchhofmauer des alten Predigerklosters befindlichen Wandgemäldes gemalt hatte, in welcher er mehrere Todtengerippe in einem offenen Beinhause darstellte, von wo aus sie mit Posaunen und Trompeten in alle Welt hinaus musizirten:

Hier liegen also unsre Gebein;
Zu uns her tanzet Groß und Klein;
Wie ihr jetzt seid, so waren wir,
Wie wir jetzt sind, so werdet ihr!

Die Anwendung davon mag sich der werthe Leser selbst machen.

Verblümte Redensart.

Ein Bauer stand mit offenem Munde vor einer Apotheke still, schaute mit einer Art von Ehrfurcht nach den wie in Reih' und Glied zur Parade an den Wänden aufgestellten schmucken Büchsen und Gütterlein. Endlich faßte er Muth, trat näher und fragte den Provisor drinnen: „Was habt Ihr Alles feil in euerer Boutique?" — „Allerhand, guter Freund, auch Maulaffen, wenn ihr wollt!" erwiderte der Apotheker. — Der Bauer entgegnete: „He, es schynt, Ihr müsset starken Absatz ha, i g'seh nume no Eine i der Appithek inne."

Mitgefühl.

Als eine Stallmagd zwei fette Schweine auf den Markt führte und dieselben durch die Lauben vor sich her trieb, sagte ihr eine Modewaarenhändlerin: „Ganget doch mit eue Säue uf d'Gasse use!" — Die Führerin

antwortete: „Ach, gönnet doch no dene arme Thiere die letzti Freud, sie werde scho diesen Abend g'metzget."

Was eine kuraschirte Frau vermag.

Am Morgen eines Wahltages, als die Leute der beiden sich gegenüberstehenden Partheien zu den angeordneten Versammlungen zu gehen sich anschickten, sprach eine rothbrechte, untersetzte Bäurin, die ihrem schwächlichen, furchtsamen Mannlein zutraute, er werde nicht nach ihrem Sinne stimmen: „Loos Ma! Du g'sehst mi Sex uus, me darf di nit meh aluege; du bist ja-n-is währli chrank u muescht mer hüt daheim blybe. Dieser antwortete: Das sy Flause; mir ist z'kunträri ganz wohl un-i bi g'sung, wie-ne Fisch im Bach. — Ach schwyg mir vo dem, fuhr die Frau fort; du hest völlig Heerdfarb un-i bi gestert bim Dokter g'si u ha Rustig für di gnoh u die muescht mer hüt ynäh, süst geit's nit meh vierzäche Tag, so bist e Lycht — Schwyg mer vo settigem, erwiderte er, du wottst mer abereinist Angst mache. — Unn-i thues nit anders, entgegnete mit rässer Stimme die Frau; was han-i dervo, wenn du im Chilchhof bist? Thue mers z'Gfalle u nimm die Rustig y; du hest hüt nüüt z'werche u nüüt z'versuume.

Als das Mannlein sah, daß es der Frau bitter Ernst war und weil er aus Erfahrung wußte, daß sie eine kuraschirte war, zudem stärker als er, entschloß er sich, obgleich schrecklich ungern, die Laxierig einzunehmen, die ihm seine Ehehälfte an den Mund hielt, mit den Worten: I la währli nit nah, bis du si dunten hest. Lue, i meine's z'vollem guet mit d'r.

Wie der herbe Trank hinunter war und schon der widerliche Geschmack der Laxierig Frostschütteln hervorbrachte, diese auch angends im Magen zu arbeiten anfieng, da hatte das Mannlein trifftige Ursache an selbigem Tage nicht von Hause zu gehen und blieb gedultig daheim.

Vierzehn Tage nachher meldete sich der Polizeier bei ihm, das Bußgeld in Empfang zu nehmen, wegen der Versäumniß am Wahltage. „Was? jetz soll i no obe-dry Bueß zahle u das thue-n-i nit; i bi chrankne g'si; wet's nit glaube witt, su chast z'Wyb frage." schrie das Mannlein.

„Isch's e-so?" fragte der Polizeier die Frau; — diese erwiderte mürrisch: „Isch das was är seit, nit guet g'nue? Ist är e Göhl, daß du no mi muescht frage?" — Exgüsi! sagte der Polizeier und gieng weiter.

Die Jungfer aus dem Mittelalter.

Ein wunderlicher Griesgram hatte es sich in den Kopf gesetzt, keine andern Bücher mehr zu lesen, als solche, die Geschichten aus dem Mittelalter enthielten, dem Zeitraum von Karl dem Großen, 800 Jahre n. Ch., bis zum Zeitalter der Reformation. Er suchte sich in seinem Wohnzimmer so mittelalterlich als möglich einzurichten; Möbeln und Kleidung mußten nach uralter Mode sein. Unterdessen wurde er so eigensinnig und wunderlich, daß keine Dienstboten es mehr in seinem Hause aushalten konnten. Eines Tages las er in einem Avisblatt unter der Rubrik „Gesuch um Arbeit", folgenden Artikel: „Eine Jungfer „aus dem Mittelalter, welche die Haus„haltung gut versteht und mehr auf gute „Behandlung als auf großen Lohn sieht,

„sucht eine Anstellung!“ — Gerade eine solche Person habe ich nöthig! rief er aus, die modernen sind zu verwöhnt. Er ließ dem Redaktionsbüreau melden, die betreffende „Jungfer aus dem Mittelalter“ solle sich ihm präsentiren. Nun kam eine invalid gewordene Markedenterin, in ihrer ehemaligen, halb militärisch aussehenden, Kleidung zu ihm. Mit großen Augen schaute er sie an und fragte: Seid ihr wirklich aus dem Mittelalter? Ja, Herr, zu dienen! antwortete sie mit einer Verbeugung. „Wie alt seid ihr denn?“ — „„Oeppis über Füfzig!““ Ja so, erwiderte er, das ist was anderes; i ha glaubt ihr stammet us em Mittelalter. Ihr syt für my Husdienst z'jung.

Wie die Entfernung eines einziaen Wörtleins den Sinn einer Anzeige verändern kann.

Ein in der Stadt wohnender Landschreiber hatte mit kalligraphischen Illustrationen, in Frakturschrift, auf ein Blatt Papier die Worte gesetzt: „Für den Landschreiber S..... soll man klopfen“ — und den Zeddel auf seine Hausthüre kleistern lassen. Ein ihm befreundeter Nachbar, der ein bekannter Witzbold und Possenreißer war, strich mit einer Kohle das Wörtlein „Für“ durch und veränderte den kleinen Buchstaben **d** des folgenden Wortes in einen großen **D**. Hierauf begab er sich zu seinem Freunde, dem er schon manchen Streich mitgespielt hatte, und sagte ihm: Weißt du auch, in welcher Gefahr du dich befindest? — Das wäre! antwortete der Gefragte bestürzt. — Ei, wenn du's noch nicht weißt, so will ich dir's anzeigen: Es ist eine öffentliche Aufforderung geschehen, man solle dich abprügeln; denn es steht, daß es Jedermann lesen kann, an deiner eigenen Hausthüre angeschlagen: „Den Landschreiber S..... soll man klopfen.“

Der starke Kopf.

So wie es starke Geister giebt, tauchen zuweilen auch absonderlich starke Köpfe auf. Zu den letztern gehört einer, der sich schon in der Dorfschule merklich durch seine Festigkeit auszeichnete; der Schulmeister hatte ihm daher schriftlich das Zeugniß ausgestellt: „Köbi D . . . hat zwänzg Geillert Leider im Chopf.“ — Das sollte so viel heißen als: der Betreffende habe 20 Gellert-Lieder erlernt. Dieser Köbi hatte einen so harten Kopf, daß er bisweilen mit seiner Stirne gegen diejenige eines jungen Widders stieß, um sich abzuhärten.

Der Vater des Jungen hatte gehört, daß man heutzutage nur **starke** und **feste** Köpfe zum Schreiberhandwerk brauchen könne und dachte, sein Köbi eigne sich hiefür vor vielen Tausenden, weil er eine so harte Stirne habe. Er kam mit demselben nach der Stadt und meldete sich in einem Geschäftsbüreau, worin er dem Prinzipal den Jungen als einen ausnehmend guten Kopf empfahl, der wenige Seinesgleichen habe. Nachdem der Vertrag geschlossen worden war, sprach der Alte zu seinem Sohn: „Köbi! zeig' jitz dene Herren, daß du-n e starke Chopf hest und thue-n e Fack!“ — Dieser nicht faul, rennt mit vor eingebogenem Kopf, nach Art eines stürmenden Stieres, gegen die Stubenthür zu und stößt die obere Hälfte der Thürfüllung aus der Rahme in den Gang hinaus. Sämmt-

liche anwesende Schreiber legten, erstaunt ob solcher Kraftäußerung ihre Federn bei Seite und trauten kaum ihren Augen, als sie die durchsichtig gewordene Schreibstubenthür erblickten. Eine allgemeine feierliche Stille erfolgte, bis der Bauer zum Prinzipal sprach: „Han-ig-ech nit g'seit, my Junge heig-e starke Chopf?“

Nach seiner Aufnahme brauchte jedoch der Köbi seine Stirne nicht mehr zum Thür-Einstoßen, sondern wenn ihm etwa einer seiner Kollegen widersprach, zum Anrennen wider seinen Gegner. Da ihm das Stillleben in der Stube nicht zusagte, forderte er, obwohl ganz kräftig und stark, dennoch „aus Gesundheitsrücksichten“, nach einem halben Jahre seine Entlassung. Als er fort war, sagte einer der Schreiber, der mehrere Male von dem Sturmläufer überrannt worden war: „I ha o nie g'hört, daß e Pflegel chönni d'Uszehrung übercho.“ —

Der Mondsgucker.

Am Abend vor einer Nacht, in welcher eine totale Mondsfinsterniß stattfinden sollte, begab sich ein Professor der Astronomie oder Sternkunde mit einigen Studenten auf das Observatorium, um das im Kalender angekündigte Phänomen zu beobachten. Unterwegs traf er einen Bekannten an, der gewohnt war sich Sonnen- und Mondsfinsternisse ad notam zu nehmen und nach seiner Art auszudeuten. Wollt ihr mitkommen, die komplete Mondsfinsterniß anzusehen durchs Fernrohr, fragte der Astronom? — Mit allen Freuden, erwiederte Jener, ich hatte schon lange den Wunsch, mir solch' ein interessantes Privatvergnügen zu verschaffen. Auf der hohen Sternwarte harrten sie nun dem Aufgang des Mondes entgegen. Kaum zeigte sich derselbe am Himmel, so fieng schon allmählig die Verfinsterung an, indem sich am Rand der Scheibe auf der rechten Seite, eine Verdunklung zeigte, die sich darstellte, wie wenn am Umkreis des Mondes eine Einbeugung geschähe. Aha! sagte der Professor, geschwind, Herr Nachbar; setzt euch vor's Fernrohr hin und beobachtet; ihr müßt jedoch das eine Auge fest zudrücken; — seht ihr was? — Potz Türkenhagel! schrie der vor'm Fernrohr Sitzende, das ist eine Finsternuß, so total wie mir in meiner Praxi noch nie eine vorgekommen ist; der Mond ist ganz pechschwarz. — Der Professor hatte nämlich in spaßhafter Absicht den messingenen Deckel am andern Ende des Fernrohrs gelassen. Nun, sagte der Astronom, müßt ihr keinen Augenblick verlieren, — bei diesen Worten hob er behende den Deckel am äußern Ende des Rohres weg; seht ihr was? — Tausendsackerlot noch emal! schrie entzückt der Mondsgucker, jetzt erst gehts eigentlich recht los; die Mondsscheibe glänzt, wie ein Karfunkel! Prachtvoll! Prachtvoll! — Die Anwesenden brachen in ein lautes Gelächter aus. Der Gucker erhob sich von seinem Sitze, um denselben dem Professor zu überlassen. „So habe ich mir eine Mondsfinsternuß nie vorgestellt,“ sagte Jener, und als der Mond allmählig mehr verdunkelt zu werden anfieng, meinte er gar: „Es scheint, das Phänomen wolle sich noch einmal repetiren!“

Verschiedene Charakter unter einerlei Volk.

Großes Aufsehen erregte es vor dem Posthause zu Bern, als ein englischer Gent-

leman mit feinen Handschuhen, sich vor allem Volk mit einem Kondukteur um einen Postwagen herumboxte, weil er nicht im Coupe Platz nehmen konnte, worin bereits Reisende saßen, die früher als er sich hatten einschreiben lassen. Der angegriffene Postangestellte gab wie es recht war, die Boxstreiche kräftig zurück, bis der Engländer froh war, im Kampfe nachzulassen. — Ein Bürger, der mit Unwillen dem Spektakel zugesehen hatte, trat vor den verblüfften Fremden hin und sprach: „Wüßt ihr, ihr syt-e-grobe Kerl!“ — „Yes!“ antwortete dieser ruhig, indem er seinen Hemdkragen am Kinn wieder in die gehörige Stellung zu bringen suchte.

Ganz anders und viel humaner benahm sich, um dieselbe Zeit, ein anderer Engländer bei der Nydeckbrücke vor einem Fraueli, welches Lebkuchen feil hielt. Obschon die Verkäuferin wohl bei sechszig Jahren alt sein mochte, kamen ihre Gesichtszüge dem Fremden so interessant vor, daß er vor ihr stehen blieb und sie lange mit stummer Verwunderung betrachtete. Wott öppe der Herr e guete früsche Dreizingg oder es Chräpfli, fragte ihn die Lebküchlerin auf ihre Eßwaare deutend. Yes, yes! antwortete der Engländer, nahm den ihm freundlich dargebotenen Dreizingg an und gab ihr dafür ein Fünffrankenstück. Die arme Frau war über diese reiche Gabe so gerührt, daß sie vor Freude zu weinen anfieng. Dem Fremden giengen die Augen auch über; er zog sein seidenes Schnupftuch aus der Tasche und trocknete damit die Thränen des Fraueli sorgfältig ab. Mit einem tiefen Seufzer gieng er über die Brücke, indem er den Dreizingg aß.

Der Bote hat seitdem vernommen, der Herr sei deßwegen beim Anblick der runzlichten Lebküchlerin so gerührt gewesen, weil ihre Gesichtszüge ihn an seine Mutter erinnert hätten. Tags darauf kehrte er noch einmal mit einem berndeutsch sprechenden Herrenführer zur Nydeckbrücke zurück und dieser erhielt den Auftrag, dem Fraueli zu sagen, es hätte dem Fremden so wohl gefallen, daß er es durch eine Bäurisch-Schneiderin vom Kopf bis zu den Füßen neu kleiden lassen wolle. Dieß geschah denn auch wirklich.

Die waren in der That verschiedenen Gemüthes:

Der Eine theilet aus gar rauhe Boxerstreich;
Bei den Dreizinggen wird der Andre weich!

Wie ein Bauer einen Fürsprech überlistet.

Ein Bauer wurde einst angeklagt,
Er habe in fremdem Forste gejagt.
Es stand damals das Zuchthaus darauf,
Für einen Hasen ein schlechter Kauf.
Da sagt ihm sein Fürsprech, ein witziger Kopf:
Hör' Kaspar, stell du dich als dummer Tropf
Und sage zu Allem in aller Ruh
Doch ja nichts anders als immer nur Muh.
Der Bauer kommt endlich vor das Gericht.
Wie heißt er, Schlingel? — Muh, er spricht.
Was muh? Weiß er, vor wem er steht?
Was ich hier bin? Muh! — Mach, daß er geht.
Der Richter verzweifelt ob der Sache,
Die ich mit Euch jetzt friedlich belache,
Und schickt zuletzt den Mann nach Haus,
Man bringt aus dem Narren ja doch nichts heraus.
Kaum ist er daheim so schleicht sich herbei
Der Fürsprech, zu fordern ohne Scheu
Bezahlung für den guten Rath
Den er dem Kaspar gegeben hat.
s'war aber umsonst, denn unser Bauer

Ließ sich die Sache nicht werden sauer.
Er hörte dem Fürsprecher ruhig zu
Und antwortete nichts als: Muh! Muh! Muh!
So witzig auch oft ein Advokat,
Manch' Bauer noch mehr des Witzes hat!

Der umgekehrte Spieß.

Ein Taschenspieler und Tausendkünstler belustigte ein zahlreich versammeltes Publikum mit allerlei erstaunlichen Schwänken. Zum Schluß kündigte er noch ein überraschendes Stück an, das vielleicht manchem geplagten unglücklichen Ehemann willkommen sein dürfte. Er versprach nämlich seine Frau verschwinden zu machen ohne die geringste Gewaltthätigkeit, ohne Gefahr und so daß gar keine Spur zurückbleibe. Dann hieß er seine Frau auf einen Tisch stehen, deckte einen großen Korb über sie, sprach mancherlei Zauberformeln, hob endlich den Korb wieder hinweg und siehe, da war auch gar keine Spur mehr von seiner Frau zu sehen. Einige Männer die zusahen, sprangen freudig herbei und riefen: o laßt meine auch verschwinden! und allmählig kamen alle und riefen: und meine auch! Da trat zu allgemeiner Bestürzung die verschwundene Frau des Taschenspielers unter dem Tische, der mit einem Vorhang umgeben war, hervor und machte den kaputen Männern die lange Nase und sprach: „Ihr bösen Männer, die ihr immer über eure Frauen spottet und klagt, werdet einmal alle recht verständige, treue und liebreiche Männer, so werden die bösen Weiber von selber verschwinden und recht liebe und gute Frauen werden."

Die Theilung.

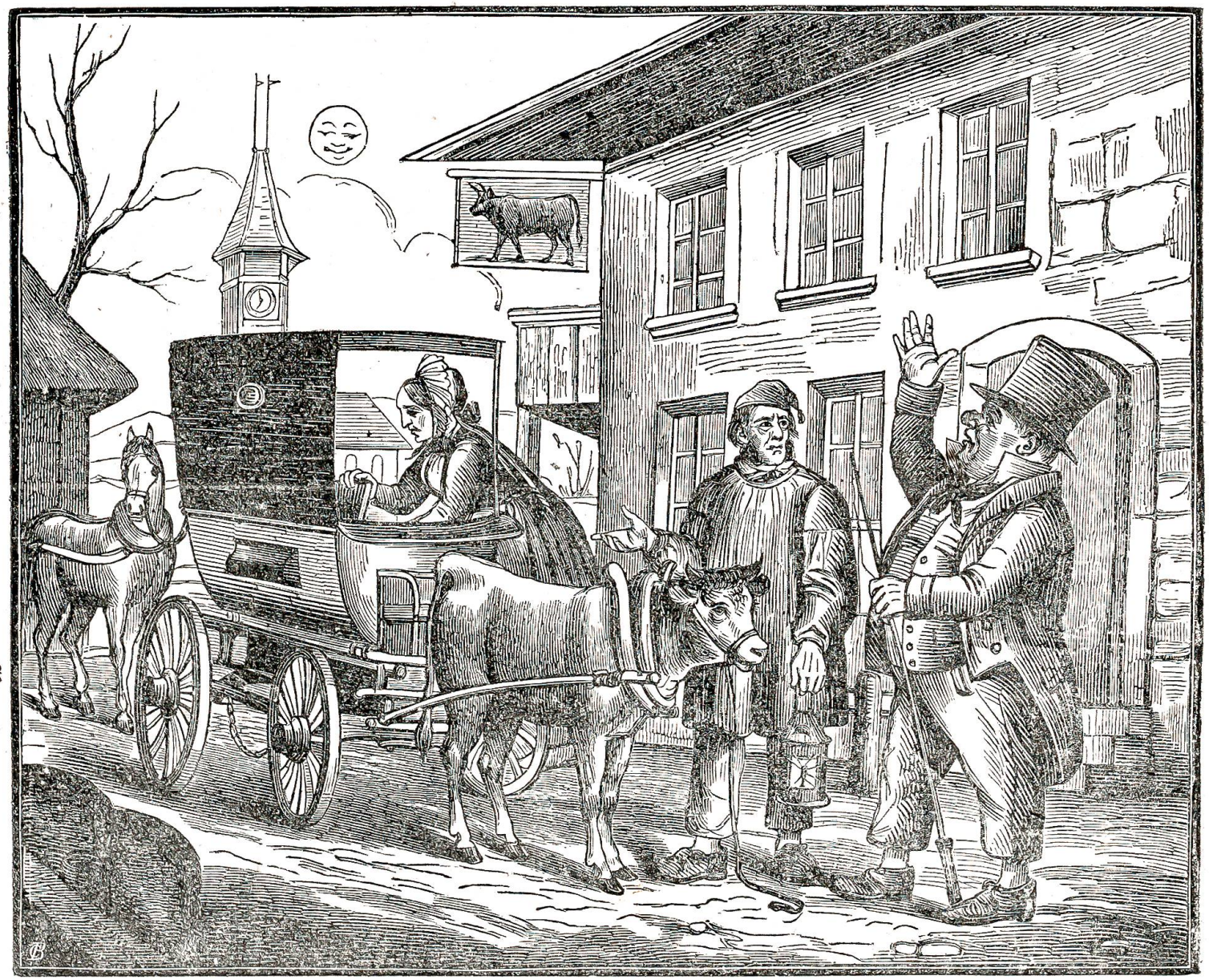
Vermuthlich wegen dem Zahnen hatte ein Kind junger Eheleute schon manche Nacht hindurch ziemlich laut geschrieen und der Mutter viele Unmuße gemacht und wenig Ruhe gelassen, während sein Vater etwas schwerere Ohren hatte und sich durch das Geschrei nicht im Schlafe stören ließ. Endlich weckte ihn jene etwas ungeduldig auf, er solle nun auch einmal hingehen und das Kind zu besänftigen suchen, es sei ja auch seines. Kaltblütig legte sich der Mann auf die andere Seite und sprach: „Ich laß meinen Theil plärren." — Es scheint die Leutchen waren nicht im Kanton Bern kopulirt worden, denn da wird allen Hochzeitleuten bei der Trauung vom Pfarrer aus dem neuen wie aus dem alten Gebetbuch anempfohlen „einander in Freud und Leid, in gesunden und kranken Tagen zu rathen und zu helfen."

Das verhängnißvolle Neujahrsgeschenk oder der verhexte „Bigger."

(Siehe gegenüberstehende Abbildung.)

In der Entfernung einiger Stunden von einer gewissen Hauptstadt hatte sich vor langen Jahren ein Gastwirth angesiedelt, von Herkunft ein Schwabe. Er war wegen seiner lustigen Späße, seines guten Kellers und seiner trefflichen Küche überall bekannt. Unser Hans Jörg, wie ihn die Bauern schlechtweg nannten, hatte einen respektabeln Schmerbauch, und mitten in seinem rothen Gesichte, eine Nase, welche, seinem eigenen Geständnisse zu Folge, manche schöne Hypothek gekostet hatte, bis sie zu ihrer beträchtlichen Größe und glänzenden Kupferfarbe gelangt war. Einmal, am Vorabend des neuen Jahrs spannte er sein Rößlein vor den Char-à-banc, um einigen reichen Bauern, welche zu seinen lieben Kunden

Das verhängnißvolle Neujahrsgeschenk oder der verhexte „Bigger.“



und Freunden gehörten, einen Besuch zu machen. Bei einem stattlichen Bauernhofe angelangt, hielt er still, und rief dem sonst bei seiner Ankunft immer anwesenden Hausknecht, er solle das Rößlein ausspannen und in den warmen Stall an gute Fütterung stellen. Aber umsonst! Es zeigte sich niemand von der Hausgenossenschaft. Indem er sich nun anschickte, das Roß selbst auszuspannen, bemerkte er in dem von ihm geöffneten Tenn eine schöne Anzahl warmer herrlich duftender Eierzüpfen, welche von dem Hauseigenthümer frisch gebacken, hier zum Erkalten aufgetischt lagen. Plötzlich gedachte er seiner theuern Ehehälfte Anna Bäbi, und entschloß sich, ihr auf eine wohlfeile Art eine kleine Freude zu machen. Er ergriff eine der schönen Züpfen und versorgte sie heimlich in den Wagensitz. Leider aber befand sich im Obergaden ein Knecht, der diesem Treiben zusah und allsogleich seinen Meister davon benachrichtigte. Dieser befahl, nichts von der Sache merken zu lassen und gedachte den unbefugten Züpfenliebhaber mit einem Schabernack zu bestrafen. Der schalkhafte Hauswirth begab sich alsobald vor das Haus, hieß den Ankömmling willkommen, führte ihn in die Wohnstube und bewirthete ihn mit dem beßten Wein aus seinem Keller so reichlich, daß der Gast das deutliche Bewußtsein dessen, was mit ihm vorgieng, verlor. Mittlerweile ließ der Bauer die fragliche Züpfe wieder aus dem Wagensitz herausholen und diesen mit garstigem Unrath füllen; überdieß spannte er anstatt des Rößleins eine Kuh an und ließ das Roß hinten an das Fuhrwerk anbinden. Nachdem der bewußtlose und schwerbetrunkene Hans Jörg in den Char-à-banc geschoben war, führte ihn der Knecht des Bauers bei stockfinsterer Nacht nach Hause vor das Wirthshaus, schellte am Glockenzug und versteckte sich dann in der Nähe, um den Ausgang der Sache zu beobachten. Unterdessen waren Anna Bäbi und der Stallknecht herbeigeeilt und halfen dem angekommenen Hans Jörg aus dem Wagen. Sogleich befahl dieser dem Knecht: „Hans Heiri spann den Bigger aus“ und zu der grollenden Ehehälfte sagte er schmunzelnd: „Schau Anna Bäbi, ich habe dir was zum Neujahr heimbracht, geh nimms aus dem Sitz, es ist was Guts für dich.“ Wie nun der Hans Heiri ausspannen will, ruft er: „Herr Jemine Meister, e Kuh!“ Hans Jörg flucht und jammert: „Blitznoi, jetz isch mei Bigger verhext.“ In demselben Augenblick hatte auch Anna Bäbi den Wagensitz geöffnet, um das mitgebrachte Neujahrsgeschenk in Empfang zu nehmen: Mit einem gellenden Schrei fuhr sie zurück und hielt dem schon schwer geprüften Hans Jörg die beschmutzten Finger unter die Nase mit den Worten: „Da hesch dys Neujahr wieder ume.“

Der unterdessen vor Aerger und Schrecken nüchtern Gewordene zog sich eiligst ins Haus zurück unter dem schallenden Hohngelächter der herbei gelaufenen Nachtbuben. Ob Hans Jörg je wieder Gelüste nach solchen Eierzüpfen bekommen, weiß der Bote nicht zu erzählen.

Geschenke mach' aus eignem Sack,
Sonst g'schieht dir arger Schabernak.

Drei böse K.

Durch Kravalle, Kart' und Kanne
Wird gar Mancher zum armen Manne.

Appenzeller-Witz.

Ein Fremder, der den Kanton Appenzell bereiste, äußerte sich gegen einen Appenzeller: die dortigen Straßen seien so schmal, enge und sparsam angelegt, daß ein Ochse nicht mehr zurück kommen könnte, weil er sich mit den Hörnern in den überhängenden Zweigen der Bäume verwickeln müßte. „Da müßt Ihr, lieber Herr, schon als Kalb bei uns gewesen sein, weil Ihr so wohlbehalten wieder herausgekommen seid," antwortete der Appenzeller.

Kurze Liebesbriefe durch den Telegraphen.

Er an sie: Lieben?
Sie an ihn: Heirathen?
Er an sie: Verfallenes?
Sie an ihn: 10,000.
Er an sie: Gut!
Sie an ihn: Dito.

Herzliches Einverständniß zwischen Mann und Weib.

Will er sauer, so will sie süß,
Will er Mehl, so will sie Gries.
Schreit er hu, so schreit sie ha,
Ist er dort, so ist sie da.
Will er essen, so will sie fasten,
Will er gehen, so will sie rasten.
Will er Recht, so will sie Link,
Sagt er Spatz, so sagt sie Fink.
Ißt er Suppe, so ißt sie Brocken,
Will er Strümpf, so will sie Socken.
Sagt er ja, so sagt sie nein,
Sauft er Bier, so trinkt sie Wein.
Will er dieß, so will sie das,
Singt er Alt, so singt sie Baß.
Steht er auf, so sitzt sie nieder,
Schlägt er sie, so kratzt sie wieder.
Will er Hüst, so will sie Hott,
Das ist ein Leben erbarm' sich Gott.

Der Geizhals.

Ein Geizhals fiel in einen Fluß, der tief
Und reißend war. Ein Fischer, der das Leben
Ihm retten wollte, sprang hinein und rief:
Er möchte nur die Hand ihm geben;
Allein der Geizhals sprach, indem er untersank:
„Ich kann nichts geben" und ertrank. —

Listige Drohung.

Ein Reisender, der mit Extrapost fuhr, mußte auf einer Station sehr lange auf die Pferde warten. Der Postmeister vertröstete den Ungeduldigen von einer halben Stunde zur andern. Endlich war die Geduld des letztern erschöpft, und zornig rief er aus: „Wenn ich nun nicht in einer Viertelstunde die Pferde erhalte, Herr Postmeister, so fahre ich ohne Pferde, aber auf Ihre Kosten weiter!"

Naive Antwort.

Die erste Frage im Heidelberger Katechismus lautet wie bekannt: „Was ist dein einziger Trost im Leben wie im Sterben?" Aenneli, an welches der Herr Pfarrer diese Frage richtete, wurde roth und verlegen und wollte nicht antworten. Als der Pfarrer wiederholt in sie drang, sie möchte doch reden, brachte sie endlich heraus: „Nu, wenn i's de säge muß, s'isch Schuhmacher-Sämeli im Gäßli äne."

Wohlgemeinter Dank.

Eine reiche Gräfin hatte ein armes Kind angenommen, das sie gut erziehen ließ. Als das Kind älter wurde, sagte es zu

seiner Wohlthäterin: Ich bin so dankbar für alles Liebe und Gute, das Sie mir erwiesen haben, daß ich mich künftig für Ihre Tochter ausgeben werde, aber seien Sie ganz ruhig, nicht für Ihre rechte, nur für Ihre uneheliche!"

Drei Paare und Einen.

Du hast zwei Ohren und einen Mund
Willst du's beklagen?
Gar Vieles sollst du hören, und
Wenig d'rauf sagen.

Du hast zwei Augen und einen Mund
Mach dir's zu eigen!
Gar Manches sollst du seh'n, und
Manches verschweigen!

Du hast zwei Hände und einen Mund
Lern' es ermessen!
Zwei sind da zur Arbeit, und
Einer zum Essen. —

Das fünfte Gebot.

Ein Biedermann, der nun in kühler Erde ruht, kommandirte 1798 bei Neueneck ein Corps Schützen. Vor Eröffnung der Feindseligkeiten trat ein junger Mann seiner Schaar zu ihm und bat ihn um Erlaubniß noch heimgehen zu dürfen, um von Vater und Mutter Abschied zu nehmen. „Gehe hin, mein Sohn, sprach der Chef, ehre Vater und Mutter, auf daß du lange lebest in dem Lande."

Der Nachruhm.

„Wie werde ich vor Gottes Gericht bestehen?" — das ist allerdings die erste und wichtigste Frage, welche sich jeder Mensch täglich vorhalten soll. Derselben unbeschadet dürftest du aber auch bisweilen dich selber fragen: „Was werden die Menschen von dir sprechen, wenn du gestorben bist?" Nimm dich in Acht, der du nächtlicher Weise in des Nachbars Wald taglöhnest ohne dafür gedinget zu sein, daß man nicht nach deinem Absterben dir ins Grab singe: „Nun ruhen alle Wälder." — Und du mit der kupfernen Nase kannst zum Voraus versichert sein, deine Zunft- und Zechbrüder werden nicht lange um dich weinen, sondern bei deiner Gräbt sich trösten: „Jetzt wird der Brandtenwein wohlfeiler werden."

Ein Hexenmeister im Rechnen.

Ein durch und durch treuer und gewissenhafter Vogt hatte mit Köbi, seinem mehrjährig gewordenen Pflegesohn, auszurechnen. Beim Zusammenziehen der einzelnen Posten, aus denen das Vermögen bestand, sagte der Vogt in der ersten Kolonne oder Zahlenreihe ganz richtig: „Setze drei, behalte fünf." — Köbi stutzt, sagt aber einstweilen noch nichts. Als aber der Vogt fortfuhr und bei der zweiten Zahlenreihe gar nur Eins zum Setzen oder Niederschreiben, und Sieben zum Behalten fand, da hielt Köbi seinen Zorn nicht länger, sondern stand auf, nahm den Vogt beim Kragen und schrie wüthend: „So hesch mer's geng g'macht, du d.....s schießige Sch..m, du hesch geng der größer Theil für di b'halte!" — Glücklicherweise kam gerade der Schulmeister dazu und belehrte den einfältigen Köbi eines Bessern.

Zärtlichkeit und Enttäuschung.

Ein sehr klein gewachsenes, jedoch an seinen Gliedern wohlproportionirtes Bürsch-

lein, das von Kind auf seine Freude am Lernen hatte und sich nach der neuesten Parisermode kleidete, daher stets so schmuck und appetitlich aussah, wie ein lustig bemaltes Püppchen, deren in Modewaaren-Magazinen zu kaufen sind, gieng an einem heißen Julinachmittage in einen kühlen Buchhändlerladen, um sich nach den neuesten Werken und Prachtausgaben umzusehen. Die hübsche Kaufmannstochter, welche hie Aufsicht im Laden führte, beobachtete mit Vergnügen das artige Knäblein, welches ihr etwa 8 bis 9 Jahre alt zu sein schien; ja, sie hob es auf ihren Schooß, sehr freundlich fragend: „Wie alt bist du, lieber Kleiner?“ „Zwei und zwanzig Jahre“ — antwortete dieser; aber kaum war das Wort aus seinem Munde, so stellte ihn die Jungfer zu seinem Leidwesen wieder auf den Boden mit einem verwunderten: „Aha! — so!“

Tönt's?

Ein angehender Brautwerber, der von Natur ziemlich harthörig war, nahm Musiklektionen, um seine spröde Geliebte mit einer Serenade auf der Flöte zu rühren. Als er zu diesem Zwecke ein recht schönes Stück einstudirt zu haben meinte, schlich er sich in einer stillen Mondnacht vor das Haus der Geliebten und machte die Flöte zurecht. Da aber oben am einstudirten Stück das Wort „Pianissimo“ zu lesen stand, welches anzeigte, daß der Hauch in die Flöte äußerst schwach gelangen solle und der Spieler zu übelhörend war, als daß er selbst hätte beurtheilen können, ob er die rechte Stärke getroffen oder ob er vielleicht gar zu leise angefangen hätte, nahm er sogleich nach den ersten Tönen die Flöte vom Munde und rief gegen das verschlossene Fenster der Holden: „Tönt's?“ —

Der eingebildete Hufschlag.

Eben derselbe Liebhaber hatte sich die Idee in den Kopf gesetzt, seine Uebelhörigkeit rühre vom Hufschlag eines Kavalleriepferdes her; obgleich er niemals auf solche Weise verletzt worden war. Als ihn einmal ein Nachbar vertraulich fragte, warum er eigentlich so harthörig sei, antwortete er: „Euch het drum kei's Franzoseroß uf-e Grind trappet.“ —

Der alte Stalden zu Bern.

In keinem Stadtquartier hat sich so viel erhalten
Von alter Burgerlust, als in der Nydeck Näh';
Wo weiland Herzog Berchtold*) wollte walten,
Damit er seines Berns Aufblühen selber seh'.
In alter, guter Zeit der Stalden imponirte,
Wie eine feste Burg aussehend, keck und stark,
Und mancher Biedermann dort kräftiglich florirte,
Bei seines Handwerks Brauch, Altberner bis auf's Mark;
Und wo die Neunhaupt einst geschäftig haben g'werket,
Der Eint' beim Ambos stand, der Andre Mütschlein backt;
Der munt're Frohsinn ihre Nerven stärket
Und Brüggler Landtuch macht, bei seines Webstuhls Takt,
Des Staldenbürgers Art, das Brennholz flink zerscheitet
Und seine brave Frau das Z'imis ihm bereitet.
Des Mutterwitzes Spruch von Mund zu Munde eilet
Und bei dem Abendtrunk der Nachbar gern verweilet.

---

*) Bis zum Ende des vorigen Jahrhunderts nannte man die Bewohner des Staldens gewöhnlich „die Zähringer“.

Des Hutmachers Humor von Allen war geschätzet,
Wenn einem Junker er die Nutzlehr applizirt:
„Die eig'ne Waar' den Berner bas ergötzet,
Als wenn Lyon uns gar noch Landvögt herspedirt."
Den besten Käs man bei'm von Greierz fand;
Er holt' ihn selber ab aus Saanenland,
Hielt alle Dienstag feil in seinem Stand,
Auch als Schabziegerhändler wohl bekannt.

Und wenn zuweilen auch der Saft der Berner-Reben
Gewaltig in erhitzten Köpfen spuckt,
Gieng's bei den Prügleten nicht schrecklich an das Leben,
Und wer beohrfeigt war, den Aerger bald verschluckt,
Wenn er sogleich die Schuld nach Noten konnt abtragen,
Damit vor'm Richter Keiner könne klagen. —
So gieng es her, in jenen guten Tagen;
Doch wenn der Sturmglock Ruf die Mahnung hören ließ,
Potz Wetter! Jeder eilt, die Feinde wegzujagen,
Den Muthigen der Schultheiß Sieg verhieß.
Des Heldenführers Mund nicht eitel mochte prahlen
Und der geworf'ne Feind die Uerte konnt bezahlen.

„Freiheit und Gleichheit hört man schallen."

Als beim Uebergang Anno 1798 manche ehrliche Leute zu Bern und auch anderswo, nicht mehr wußten, ob sie eine Windmühle oder eine Schwarzwälderuhr anstatt des Kopfes auf dem Leibe hätten, konnte ein schon bejahrter, am Podagra leidender Junker Landvogt, der nicht lange vorher Wittwer geworden war, der Neugierde nicht länger widerstehen. Er wollte auf der Straße nachsehen, was vorgehe, obgleich er schon vom Fenster aus bemerkt hatte, wie die Husaren durch die Lauben ritten. Es wäre deßhalb für einen Mann, der ohnedem nicht mehr gar fest auf seinen Füßen stand, gerathener gewesen, im gepolsterten Lehnstuhl auf dem Zimmer zu bleiben, anstatt sich ins Getümmel hinunter zu wagen. Aber, was vermag nicht der Gwunder? — Der Junker steckte sich ins seidene und sammtene Sonntagsgewand, setzte die gepuderte Perrücke auf, an deren Haarbeutel noch eine schwarze Cocarde prangte, nahm den Hut unter'n Arm, das lange, mit einem schweren goldenen Knopfe gezierte Meerrohr in die Hand und stieg herunter. Kaum mochte er sich, mit gravitätischer Amtsmiene, fünfzig Schritte weit von seiner Hausthüre entfernt haben, so sprang ihm ein Weibsbild an die Seite, küßte und drückte ihn und nahm ihn, mit leidenschaftlicher Bewegung, an den Arm. Starr vor Entsetzen schaut der Herr das freche Mensch an und erkennt in ihr seine betagte, gliedersüchtige Köchin. Que Diable! schreit er unter seiner, wegen der Umarmung seitwärts verrückten Perrücke hervor; was Tüfels soll das jitz no bidüte, Züsi?" — „Ach, liebe Junker Landvogt, seufzte die Alte zärtlich, werdet nume nit so bös; mer sy jitz Alli glych; d'Franzose hei Freiheit u Glychheit brunge!" — „Bin-i den-e Franzos?" brüllte er die Ueberlästige an;" g'säch i nume d'r Moment der Chefipeter, i ließ, my Seel, di uff-der-Stell a Schatte thue, du uferschanti Moore!" Jetzt erst ließ die Köchin erschrocken ihren Hausherrn los, schlich sich weinend ob der mißlungenen Bräutigamswerbung in die Küche und erwartete dort, mit Zittern und Beben, die Zurückkunft des Junker Landvogts ab.

„Süße Liebe, deine Rosenauen,
Grenzen an bedornte Wüstenein!"

Einiges aus dem Schießstande in Solothurn.

An dem in Solothurn vom 1. bis 8. Juli 1855 abgehaltenen eidgenöss. Freischießen gewannen die nachbenannten Schützen die ersten Preise, welche Montag den 9. Juli vor dem Gabentempel den anwesenden Gewinnern feierlich übergeben wurden:

Stichscheiben:

„Vaterland.“ Gabe 1: Hr. F. L. Corboz in Oron, Ehrengabe der Schweizer in Californien, Fr. 1500. — Gabe 2: Hr. Jos. Roth, Landmann in Inkwyl, Ehrengabe des Gr. Raths von Genf, Fr. 1000.

„Muth.“ Gabe 1: Hr. Chr. Matti, Sekretär, in Bern, Ehrengaben der Gesellschaft der Mousquetaires der Stadt Neuenburg, Fr. 250 und von einigen Schützen von Ersingen, Fr. 50, zusammen Fr. 300. — Gabe 2: Hr. Ch. J. Mathey, Prefekt in Neuenburg, Ehrengabe der Regierung von Solothurn, Fr. 200.

„Macht.“ Gabe 1: Hr. H. Vogler, Landwirth in Unter-Engstringen, Ehrengaben der Schweizer in Turin, Fr. 200 und der HH. Moser und Comp. in Herzogenbuchsee, Fr. 100, zusammen Fr. 300. — Gabe 2: Hr. Andr. Hirsbrunner, Handelsmann in Sumiswald, Ehrengabe der Regierung von Solothurn, Fr. 200.

„Kraft.“ Gabe 1: Hr. H. Sutter, Schlosser in Sissach, Ehrengabe der Kantonalschützengesellschaft Bern, Fr. 200, der Société des burins in Chaux-de-Fonds eine silberne Uhr, Werth Fr. 60 und von einigen Partikularen von Hessikofen, Fr. 40, zusammen Fr. 300. — Gabe 2: Hr. Fr. Richard, Bäcker in Biel, Ehrengabe der Regierung von Solothurn, Fr. 200.

„Sieg.“ Gabe 1: Hr. A. Conce, Negotiant in Genf, Ehrengaben der Kantonalschützengesellschaft Glarus, Fr. 150, der Kantonalschützengesellschaft Schaffhausen, Fr. 100 und von Schützen in Interlaken 4 filoschirte Vorhänge, Werth Fr. 55, zusammen Fr. 305. — Gabe 2: Hr. Urs Heutschi in Solothurn, Ehrengabe der Regierung von Solothurn, Fr. 200.

„Ehre“ Gabe 1: Hr. M. Oettiker, Fabrikant in Männedorf, Ehrengaben der Schweizer in Genua, Fr. 170, von einem Schützen in la Ferrière eine silberne Ankeruhr, Fr. 80 und von Hrn. F. Moser, jünger, in Herzogenbuchsee 1000 Cigarren, Fr. 55, zusammen Fr. 305. — Gabe 2: Hr. U. J. Weltner, Arzt in Dürrmühle, Ehrengabe der Regierung von Solothurn, Fr. 200.

„Friede.“ Gabe 1: Hr. Sam. Bänziger, Schreiner in Wald, Ehrengabe der Schweizer in Havre, Fr. 351. — Gabe 2: Hr. Casimir Weber, Büchsenmacher in Zürich, Ehrengabe der Regierung von Solothurn, Fr. 200.

Kehr.

Gabe 1: Hr. J. Hilty in Werdenberg, durchs Loos, Ehrengabe der Regierung von Solothurn, Fr. 200, von der solothurnischen Studentenschaft Fr. 60 und von HH. Gebrüdern Egger in Koppigen ein Greyerserkäs, Fr. 42, zusammen Fr. 302.

Gabe 2: Hr. Remig. Heß, Lader in Stanz, durchs Loos, Ehrengabe der Regierung von Thurgau, Fr. 200.

Gabe 3: Hr. A. Christen, Lader in

Wolfenschießen, durchs Loos, Ehrengabe der Schützengesellschaft der Stadt Solothurn, ein Stutzer und in baar Fr. 45, zusammen Fr. 160.

Gabe 4: Hr. H. Lang in Neuenburg, durchs Loos, Ehrengabe der Schützengesellschaft Längendorf, ein Stutzer sammt Zubehörde, Fr. 130 und von einem Gastwirth in Solothurn, Fr. 10, zusammen Fr. 140.

(NB. Alle 4 hatten 0 Theiler.)

Meiste Nummern in allen Tagen: J. Staub in Wädenschwyl mit 189. Prämie Fr. 300.

Zweitmeiste: Samuel Bänziger in Wald mit 173. Prämie Fr. 200.

Drittmeiste: Franz Britschgi in Lungern mit 139. Prämie Fr. 120.

Viertmeiste: Joh. Bär in Männedorf mit 130. Prämie Fr. 80.

Fünftmeiste: J. J. Bänziger in Wald mit 107. Prämie Fr. 50.

Sechstmeiste: Bl. Kaufmann, Major in Luzern mit 93. Prämie Fr. 40.

Siebentmeiste: Chr. Gerber, Sohn, Wirth in Steffisburg mit 90. Prämie Fr. 30.

Achtmeiste: J. Röthlisberger, Wirth in Burgdorf mit 81. Prämie Fr. 20.

Feldstich.

Gabe 1: J. P. Weiß, Rentier in Felsenegg (Zug), Ehrengabe der Stadt Genf, eine silberne Theekanne und Zuckerbüchse, Werth Fr. 300. — Gabe 2: Sam. Bänziger, Schreiner in Wald, Ehrengabe der Regierung von Aargau, in Gold mit Etui Fr. 240. — Gabe 3: Chr. Wenger, Jäger in Schwarzenburg, durchs Loos, Ehrengabe des Bundesraths, Fr. 200. — Gabe 4: J. E. Eggimann, Büchsenmacher in Sumiswald, durchs Loos, Ehrengabe des Bundesraths, Fr. 200.

Feldkehr.

1) 837 Nummern: J. Staub in Wädenschwyl, Ehrengabe des Bundesraths, Fr. 200.
2) 667 Nummern: J. Sturzenegger in Trogen, Ehrengabe des Bundesraths, Fr. 200.
3) 616 Nummern: Paravicini-Maillard in Delsberg, Ehrengabe von Hrn. C. F. Berger in Couvet, 48 Flaschen Extrait d'Absynthe, Fr. 100.
4) 446 Nummern: J. Bär in Männedorf, Ehrengabe der Feldschützengesellschaft der Stadt Zürich und Umgegend, Fr. 60.

Die Weltausstellungen in Paris im Jahre 1855.

(Mit zwei großen Abbildungen.)

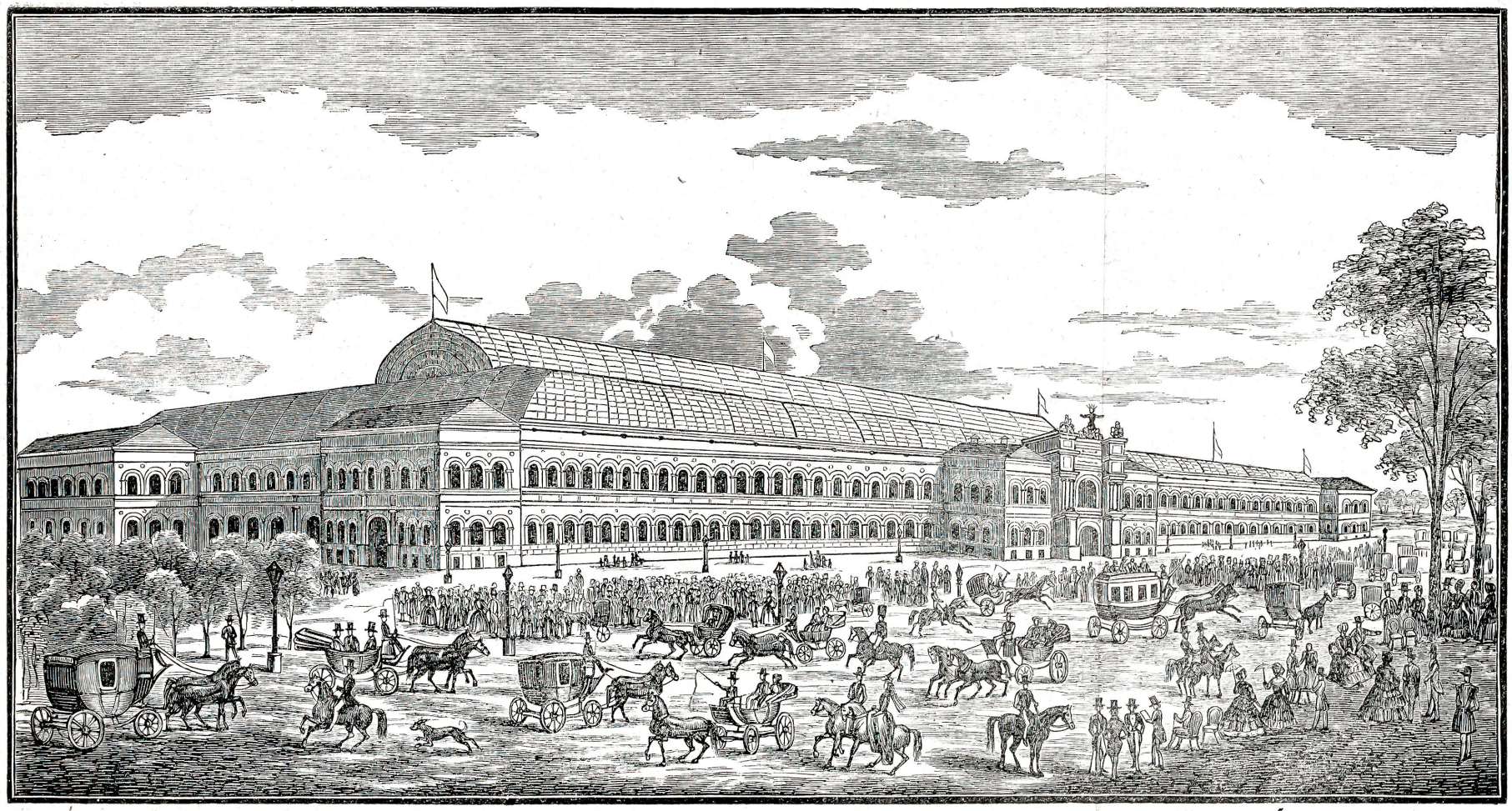
Nachdem der Bote im Jahre 1851 seinen Lesern eine Beschreibung der damals zu London abgehaltenen allgemeinen Industrieausstellung dargeboten hat, wäre es gewiß nicht natürlich, die im Jahre 1855 zu Paris veranstalteten Weltausstellungen mit Stillschweigen zu übergehen, insbesondere auch deßhalb, weil sich diese Ausstellungen nicht bloß auf die Erzeugnisse der Industrie und Kunst, sondern (was uns Schweizer besonders nahe angeht) auch auf den Ackerbau und die Viehzucht erstreckten.

1. Der Industrie-Palast.

(Siehe die erste Abbildung.)

Der Bau dieses prachtvollen Palastes in den elyseeischen Feldern, wurde am 10. Februar 1853 begonnen, nachdem ein kaiserliches Dekret vom 27. Merz 1852 die Errichtung eines bleibenden Gebäudes beschlossen hatte, welches für nationale Ausstellungen aller Art und zu öffentlichen Feierlichkeiten und Festen bestimmt sein sollte. Die

1. Die Weltausstellungen in Paris im Jahre 1855.



Ausführung dieses großartigen Baues wurde den Bankiers Ardoin und Comp. in Paris unter der Bedingung übertragen, daß sie dafür ein Kapital von 13 Millionen verwenden sollten, wogegen ihnen der Staat einen jährlichen Zins von 4 % garantirte und die Benutzung während 35 Jahren überließ. Am 8. Merz 1853 beschloß der Kaiser, es solle dieser Palast im Jahre 1855 durch eine allgemeine Ausstellung von Erzeugnissen der Industrie und Agrikultur eingeweiht werden. Einer Kommission unter dem Vorsitze des Prinzen Napoleon wurde am 24. Dezember 1853 die ganze Anordnung und Ausführung vom Kaiser übertragen. Des unterdessen ausgebrochenen hartnäckigen Krieges im Orient ungeachtet, giengen die Vorbereitungen zu jenem Friedenswerke ihren ungestörten Gang.

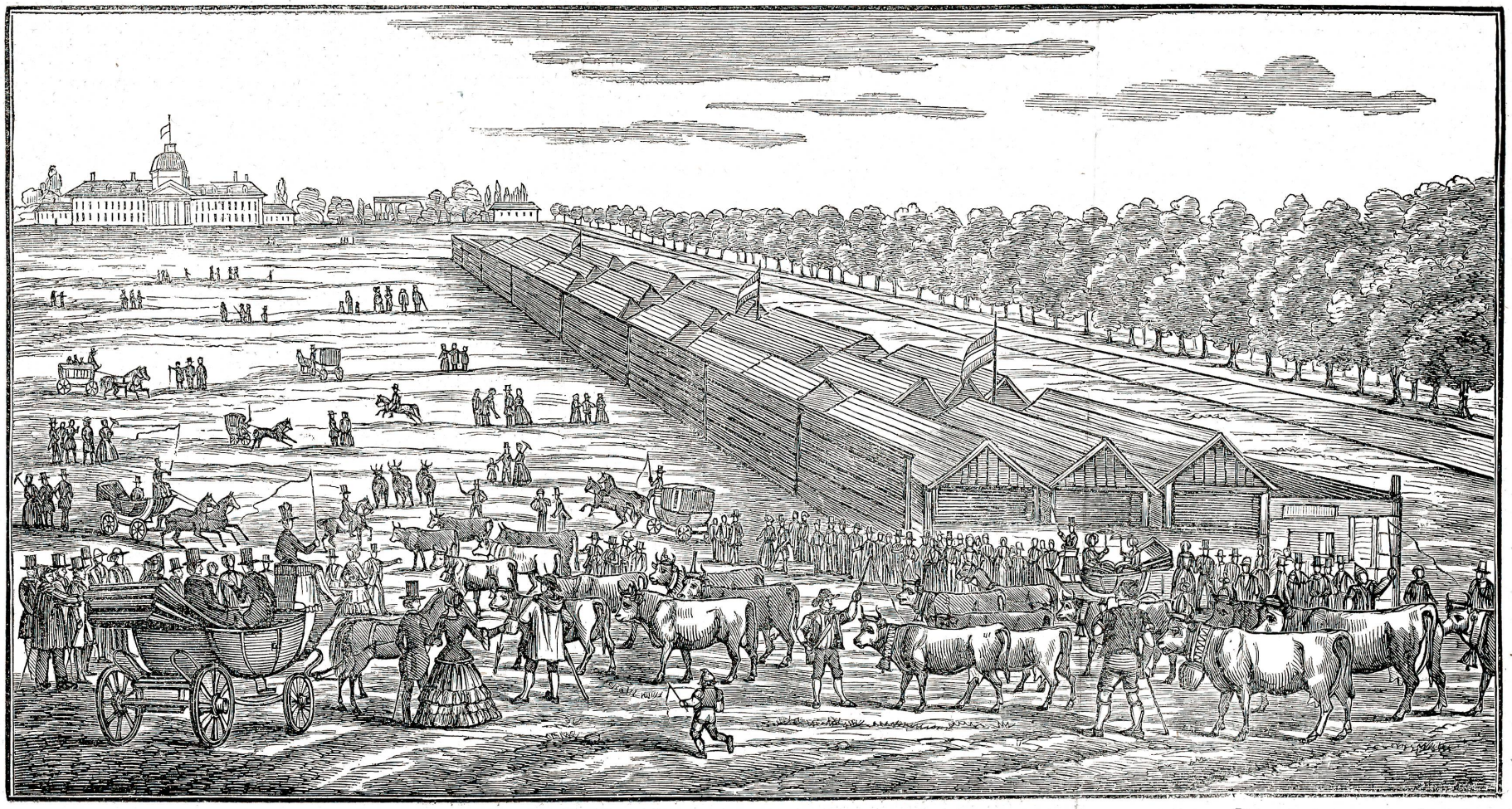
Statt eines bloßen Glaspalastes, wie im Jahre 1851 im Hyde-Park zu London, wurde ein großer steinerner Palast erbaut, ein großartiges Monument von nicht nur augenblicklicher Bedeutung und Verwendung, sondern ebensowohl für die Zukunft als für die Gegenwart bestimmt. Mit diesem Hauptgebäude in Verbindung ist ferner längs dem Seinefluß noch ein Anhang (Annexe), ein langes Gebäude, für die Aufnahme und Ausstellung der großen Maschinen bestimmt. Die Gesammtfläche dieser Bauten umfaßt 83,000 Quadratmeter (1 Meter = $3^3/_{10}$ Schweizerfuß) — wovon 45,000 im Palaste selbst und 38,000 im Annere. Der Palast selbst, nach den Zeichnungen des Architekten Viel und des Ingenieurs Barrault ist 234 Metres (7722 Fuß) lang und 108 Metres (3564 Fuß) breit. Inwendig ist das Gebäude in fünf Gänge (Galerien) eingetheilt, zwei der Länge nach, den beiden Hauptfaçaden entlang, zwei in der Breite an den beiden Endpunkten und eine große Hauptgalerie in der Mitte von 192 Metres Länge auf 48 Metres Breite. Jene vier ersten Gänge haben ein Erdgeschoß und ein Stockwerk. Zwölf große steinerne Treppen führen in sechs Pavillons vom Erdgeschoß in den ersten Stock. Die Galerien des ersten Stockes gewähren einen prachtvollen Ueberblick über die Hauptgalerie in der Mitte. Im Erdgeschoße unterstützen 288 gußeiserne Säulen (von 9 Metres Höhe und 35 Centimetres Durchmesser) die Galerien des ersten Stockes, und in diesem befinden sich wieder 216 solcher Säulen. Die beiden Ende des Hauptschiffs sind mit großen Glasgemälden von der Hand des Hrn. Marechal aus Metz geschmückt; das eine links stellt Frankreich auf einem goldenen Throne sitzend vor, wie es die fremden Nationen zu sich einladet. Im Innern des Gebäudes flattern längs den Galerien die Wimpel und Fahnen, mit den Farben und Namen der bei der Ausstellung repräsentirten Länder und Fabrikstädte. Das ganze Gebäude ist mit mattem Glase bedeckt. In der Mitte des Erdgeschosses verbreitet ein reicher Springbrunnen die nöthige Frische. — Der Haupteingang in den Palast befindet sich in dem der Avenue der elyseeischen Felder zugekehrten Nordpavillon. Das Eingangsportal ist ungefähr 20 Metres hoch und hält 15 Metres im Durchmesser. Zu beiden Seiten erheben sich zwei Säulen und oberhalb stehen auf einer schwarzen Marmorplatte die Worte: Palais de l'Industrie. Darüber erblickt man auf einem Vorsprung die gekrönte Büste des Kaisers der Franzosen zwischen den allegorischen Bildern der Wissenschaften, der Künste und des Ackerbaues, und hoch oben wird das Ganze überragt von der kolossalen Statue, Frankreich vorstellend und mit beiden Händen Kränze austheilend. Zu ihren beiden Seiten befinden sich zwei sitzende Figuren und Gruppen von Genien, welche das Wappen des Kaiserreichs umgeben. In dem Giebel des Bogens und im Hintergrunde des Vorhauses sieht man wieder allegorische Figuren, welche den Ruhm, die Kunst, den Reichthum und die Industrie vorstellen. Ein Adler in der Mitte breitet sein gewaltiges Gefieder über das Ganze aus. An den Seiten um den ganzen Palast herum, sind die Namen der Männer eingegraben, welche sich in Künsten und Wissenschaften ausgezeichnet haben, so wie die Wappen verschiedener Städte.

Die Gesammtzahl der Aussteller beträgt 18,000 bis 19,000, wovon ungefähr 8000 aus Frankreich, 3600 aus England, 1900 aus Oesterreich, 2200 aus dem übrigen Deutschland, 700 aus Belgien, 500 aus der Schweiz, 330 bis 350 aus Spanien, 420 aus Sardinien und Toskana, 300 bis 400 aus den Vereinigten Staaten von Nordamerika. Auch die Türkei, Egypten, Persien und Ostindien, so wie Meriko, Chili, Peru und Kalifornien sind repräsentirt.

Am 15. Mai 1855 fand die feierliche Eröffnung der Weltausstellung statt. Um 1 Uhr Mittag langte der prachtvolle Zug der kaiserlichen Gallawagen von starken Pikets der Gardecuirassiere und der hundert Garden begleitet, bei dem Palaste an, wo bereits die höchsten Behörden und Staats- und Militärbeamten, so wie das diplomatische Corps u. s. w., auf den Kaiser harrten. Der Kaiser und die Kaiserin umgeben vom Prinzen Jerome, der Prinzessin Mathilde, den Herren und Damen des Hofes nahmen unter einem reich geschmückten Thronhimmel Platz und hörten die Anrede, welche der Prinz Napoleon als Präsident der Kommission an sie richtete. Der Kaiser freut sich in seiner kurzen Erwiederung des gelungenen Friedenswerkes, von welchem er sich schöne Früchte verspricht. Nachdem hierauf das kaiserliche Paar die Galerien des Palastes durchschritten, begiebt sich der Zug in der frühern Ordnung durch die Militärspaliere nach den Tuilerien zurück.

Vom 16. Mai an war der Industriepalast dem Publikum geöffnet. Zwar waren die Anordnungen im Innern noch lange nicht vollendet und sehr viele Ausstellungsgegenstände lagen noch in ihren Kisten verpackt. Indessen gewährte nichtsdestoweniger das Vorhandene und Ausgestellte schon in den ersten Tagen einen prächtigen Anblick, und Anfangs Juli konnte die Ausstellung als vollendet angesehen werden. — Gleich beim Eintritt durch das Hauptportal erblickt man hoch aufgethürmt eine vollständige Auswahl der prachtvollsten Kirchenornamente aus der Manufaktur in Angers und links den für eine neu erbaute Kirche angefertigten marmornen Hochaltar. Zunächst stehen zwei über 10 Fuß hohe Krystallkandelaber. Von Zeit zu Zeit ertönen links im Hintergrunde die lieblichsten Orgeltöne, welche den vergoldeten Pfeifen eines herrlichen Instrumentes entlockt werden. Geht man weiter, so erblickt man sich auf einmal in einem Riesenspiegel der 5 Meter, 37 Centimeter (17 Fuß, 8 Zoll) hoch, 3 Meter, 36 Centimeter (11 Fuß, 2 Zoll) breit ist und eine Oberfläche von 18 Meter hat. Ein anderer, 4 Meter, 59 Centimeter hoher und 2 Meter, 37 Centimeter breiter Spiegel in prachtvollen Goldrahmen ist auf Fr. 15,000 geschätzt. — Stattliche Ritter in Helm und Panzer auf gepanzerten Pferden versetzen den Beschauer in das Mittelalter, während in dem zur Seite befindlichen Waffensaale alle möglichen Kriegswerkzeuge vom einfachsten Säbel bis zu den kunstreichsten Gewehren und Kanonen vom schwersten Kaliber aufgestellt sind. Ein vollständiges See-Arsenal zeigt dem Wißbegierigen Alles bis in die kleinsten Details, vom Kompaß bis zum armsdicken Thau-seil und von dem niedlichen Schifferkahn bis zum Modell des kolossalsten Linienschiffes. — Ganz besondere Aufmerksamkeit erregen auch die prachtvollen Seiden- und Sammtstoffe aller Art aus Lyon, ferner die Brüsseler- und die Pariserspitzen und Stickereien. Auch die Bijouterie, sowohl die englische als die französische, haben ihre herrlichsten Arbeiten ausgestellt. Sehr bewundert werden die französischen Krondiamanten. Ein Theil derselben wurde jüngsthin eingefaßt und zu zwei Kronen verwendet, die eine für den Kaiser, die andere für die Kaiserin. Oben in der Krone des Kaisers strahlt der Regent, jener herrliche Diamant, der zwar in Größe und Gewicht dem berühmten Koh-i-Nur nachsteht, ihn aber an Glanz und Reinheit seines Wassers übertrifft. Ebenso wird auch mit Bewunderung von einem blauen und einem schwarzen Diamanten gesprochen. Ausgezeichnet schön ist die Ausstellung der Porcellanarbeiten von Sevres. Nicht nur ist der Stoff dieses Porcellans von der besten Qualität, sondern auch die Form der Vasen, Pendulen, Tische, Schmuckkästen, ꝛc. ꝛc., von vorzüglichstem Geschmacke. Die Modelle dazu, sowie die Zeichnungen zu den Malerien, werden von den ersten Künstlern geliefert. — Die Wände des sogenannten Saales der Panorama sind mit den herrlichen gestickten Tapeten der Gobelins und von Beauvais geschmückt, die man für die feinsten Malereien halten könnte. Unter diesen Stickereien fallen besonders diejenigen auf, welche nach den berühmten Cartons von Raphael ausgeführt sind. — Unter den zallosen kleinern Gegenständen und Spielsachen wird eine große Glasglocke bemerkt, unter welcher sich ein Baum befindet, zu dessen Fuß eine Wasserquelle fließt; der Baum ist mit ausgestopften kleinen Vögeln, Kolibris und andern

2. Die Viehausstellung auf dem Marsfelde.



glänzenden Vögeln Amerikas bevölkert. Nun zieht man ein Uhrwerk auf und alsobald fließt das Wasser der Quelle, hüpfen die Vögel, schütteln ihre Flügel und singen; man sieht sogar die Bewegung der Schnäbel und des Halses. — Unter den schweizerischen Produkten werden von allen Besuchern vorzüglich die feinen Stickereien von Appenzell und St. Gallen gerühmt. Von einzelnen Stimmen wird ihnen sogar, namentlich in Bezug auf die gestickten Vorhänge der Vorzug vor den prachtvollen Pariserarbeiten eingeräumt. Nebstdem zeichnet sich die Schweiz, namentlich der Kanton Aargau, in der Strohflechterei aus. Den Seidenwaaren von Basel und Zürich wird neben Lyon der zweite, neben Wien der erste Platz angewiesen. Auch die Seidenindustrie von Aargau, Glarus und Tessin ist auf das ehrenvollste vertreten. Sogenannte weiße Baumwollenwaaren stellte besonders St. Gallen aus; Jaconats, Guingamps u. s. w. abermals St. Gallen, nebst Aargau und Thurgau; gedruckte Tücher Zürich, Glarus und Thurgau. Sehr schöne leinene Waaren lieferte Bern. Als unübertrefflich werden die Proben der Uhrmacherei von Genf und Neuenburg bezeichnet, denen sich auch die Bijouterien der erstern Stadt anschließen. — Der Besuch der Ausstellungen (Industrie- und Kunst-) war fortwährend im Zunehmen. Sonntag den 3. Juni waren 57,880, den 10. Juni 69,257, den 17. Juni 80,391, den 24. Juni 100,262 Besucher anwesend. In London wurde diese Zahl nie überschritten. Die Gesammteinnahme vom Tage der Eröffnung (16. Mai) bis zum 4. Juli betrug Fr. 672,000, den Betrag für die Abonnementsbillets inbegriffen. Man erwartete für die folgenden Monate allen Anzeichen nach einen immer zunehmenden Besuch.

2. Die Viehausstellung auf dem Marsfelde.

(Siehe die vorstehende zweite Abbildung.)

Von noch größerem Interesse für unsere viehzuchttreibenden Gegenden ist die berühmte Viehausstellung, welche im Anfang Brachmonats zu Paris abgehalten wurde. Der Aufzug unseres Simmenthalerviehes, so schrieb man von Paris, war recht festlich und für die Pariser etwas Neues. Der handfeste Zoller und die bekannten hübschen Knaben des Herrn Mühlemann, in Kühertracht gekleidet, welche den Zug anführten, zogen Aller Augen auf sich und auch das schöne Glockengeläute ergötzte die Ohren nicht wenig. Am 1. Juni wurden die meisten der für die Ausstellung bestimmten Thiere unter den auf dem Marsfelde aufgerichteten Zelten empfangen. Um 7 Uhr Abends rückten die Stiere und Kühe aus dem Kanton Schwyz an, ungefähr 30 Köpfe stark, an der Spitze ein mit Blumen bekränzter Stier; alle andern trugen Glocken um den Hals. Dieses originelle Geläute verursachte allgemeine Freude. Mehrere Führer erschienen in ihrer malerischen Kühertracht. Jedes Thier trug einige Stallgeräthschaften, was der Scene noch einen ganz besondern Lokal-Charakter verlieh. Die hauptsächlichsten Raçen aus England, Holland und der Schweiz waren in Paris vertreten. Die berühmtesten Viehzüchter aus Großbrittanien, der Prinz Albert an ihrer Spitze, ließen sich unter die Konkurrenten einschreiben. Sowohl die große Zahl der schweizerischen Viehzüchter, als die Ordnung und Genauigkeit, womit sie bei der Ausstellung auftraten, überraschte in Paris auf die angenehmste Weise. —

Die Gesammtzahl der ausgestellten Thiere belief sich auf 1445, wovon 557 nicht in Frankreich geboren wurden. In dieser Zahl sind 161 Stück Geflügel (128 in Frankreich, 33 im Ausland geboren) inbegriffen. An Stieren und Kühen waren 523 Stücke ausgestellt, welche sich nach 8 verschiedenen Racen eintheilten, — nemlich 5 englischen Ursprungs (Racen Durham, Hereford, Devon, West-Highland und Ayr), 2 schweizerischen (der freiburgischen und der Schwyzer-Race) und endlich der holländischen. Die Freiburger-Race (Kantone Bern, insbesondere das Simmenthal, und Freiburg) war an der Ausstellung mit 18 Stieren und 31 Kühen, die Schwyzer-Race (Kantone Schwyz, Glarus und Zug) mit 11 Stieren und 24 Kühen vertreten.

Nachdem sich in den letzten Tagen eine ungeheure Zuschauermenge bei der Viehausstellung eingefunden hatte, erfolgte am 7. Juni in einem schön geschmückten Saale, welcher 3500 Personen faßte, die Preisvertheilung, an welcher für schweizerische Viehracen folgende Preise ertheilt wurden:

1. Freiburger-Race. Für Stiere: erster Preis, 1000 Fr., Hr. Dr. Müller zu Weißenburg (Bern); zweiter Preis, 900 Fr., Hr. Esseiva von Bülle (Freiburg); dritter Preis, 800 Fr., Hr. Romanens zu Part-Dieu (Freiburg); vierter Preis, 700 Fr., Hr. Major Stämpfli zu Schwanden (Bern). — Für Kühe: erster Preis, 700 Fr., Hr. Christian Müller zu Blankenburg (Bern); zweiter Preis, 600 Fr., Hr. Hauptmann Imobersteg von Wimmis (Bern); dritter Preis, 500 Fr., Hr. Esseiva von Bülle (Freiburg); vierter Preis, 400 Fr., Hr. Moser im Weißenstein (Bern).

2. Schwyzer-Race. Für Stiere: erster Preis, 1000 Fr., Hr. C. Chabert von Meinau (Elsaß); zweiter Preis, 900 Fr., Hr. S. Lang, von Genf; dritter Preis, 800 Fr., Hr. Sidler, von Küßnacht (Schwyz); vierter Preis, 700 Fr., Hr. C. Mettler, von Arth (Schwyz). — Für Kühe: erster Preis, 700 Fr., Hr. Bella, von Grignon (Dept. Seine und Oise in Frankreich); zweiter Preis, 600 Fr., Hr. F. Bürgi, von Arth (Schwyz); dritter Preis, 500 Fr., Hr. Sidler, von Küßnacht; vierter Preis, 400 Fr., Hr. Vogel-Saluzzi, von Cham (Zug).

Allgemein wurde anerkannt, daß die Schweiz bei der Pariser-Viehausstellung vorzüglich vertreten gewesen sei und wirkliche Prachtstücke aufgeführt habe.

Von Interesse für unsern Landmann und Viehzüchter ist der Beschluß des französischen Ministers der Agrikultur, vom 2. Juni, nach welchem in den Jahren 1856 und 1857 abermals landwirthschaftliche Ausstellungen in Paris stattfinden sollen, und zwar im Jahr 1856 vom 23. Mai bis zum 7. Juni, und im Jahr 1857 vom 22. Mai bis zum 6. Juni. Für das schweizerische Hornvieh sind folgende Preise bestimmt: Freiburger-Racen (darunter auch die bernischen), für Stiere: erster Preis 900 Fr., zweiter Preis 700 Fr., dritter Preis 600 Fr., vierter Preis 500 Fr.; für Kühe: erster Preis 600 Fr., zweiter Preis 500 Fr., dritter Preis 400 Fr., vierter Preis 300 Fr. Für die Schwyzer-Racen sind die gleichen Preise ausgesetzt. Um zur Ausstellung von 1856 zugelassen zu werden, müssen die Zuchtstiere vor dem 1. Mai 1855, die Kühe vor dem 1. November 1854 geboren sein. Thiere, welche von dem Preisgericht (Jury) als zu fett erfunden werden, sind vom Konkurse ausgeschlossen. — Die ersten Preise für das Hornvieh sind von einer goldenen, die zweiten von einer silbernen Medaille begleitet. Die II. Abtheilung dieser Ausstellung ist für landwirthschaftliche Maschinen und Geräthe bestimmt. — Auswärtige Thiere und Geräthschaften werden von der französischen Grenze an auf Kosten des Staates transportirt. Die schriftlichen Erklärungen der Aussteller müssen für die Ausstellung von 1856 spätestens am 9. April, und für diejenige von 1857 am 8. April abgegeben werden. — Sicher wird unser Vaterland, das bei der dießjährigen Ausstellung so ehrenvoll bestand, auch bei der künftigen nicht zurückbleiben.

Die Erbauung der Brücke beim untern Thore zu Bern.

(Mit einer Abbildung.)

Wie der Bote schon vor zwei Jahren andeutete, unternahm er im letzten Jahre den Versuch, seinem Leser nach und nach die wichtigsten Ereignisse der Bernergeschichte in gedrängten Umrissen vor Augen zu führen, damit derjenige, welcher seinen Hinkenden Boten aufzubewahren pflegt, nach einer Reihe von Jahren ein, wenn auch nur übersichtliches Bild der bedeutendsten Momente der Geschichte unseres Landes gewinne. Man darf zwar hierbei an keine genau zusammenhängende geschichtliche Darstellung denken, sondern es werden lediglich die einzelnen wichtigern Thatsachen und Ereignisse ihrer Zeitfolge nach hervorgehoben und erzählt werden. In dieser Sammlung wird sich dereinst der Leser, welcher über irgend einen der bedeutendern Punkte unserer Geschichte

Aufschluß suchen will, mit Leichtigkeit zurecht finden können.

Am Schlusse seines letztjährigen Aufsatzes über den Anfang der Geschichte Berns erwähnte der Bote den hauptsächlichsten Inhalt der Handfeste, welche Kaiser Friedrich der Zweite der Stadt Bern im J. 1218 ertheilte. Nachdem durch diese Handfeste für Freiheit, Sicherheit und Ordnung in der neuen Stadt gesorgt war, mehrte sich die Zahl der Bürger rasch; bei der immer fester werdenden Ordnung nahm Handel und Gewerb zu, und wuchs die Wohlfahrt der Bürger.

Zu unterst in der Stadt wurde schon bei ihrer Erbauung eine Fähre über die Aar errichtet, welche die Verbindung zwischen beiden Ufern vermittelte. So lange die Zahl der Einwohner beschränkt und ihr Verkehr mit dem jenseitigen Ufer gering war, mochte jene Fähre wohl genügen. Allein die Zahl der Bürger mehrte sich; gerne zogen auch die kleinern Edelleute der Umgegend in die Stadt, wo sie vor dem Uebermuthe und der Bedrückung der mächtigern Herren und Grafen willkommenen Schutz fanden. Allmälig vergrößerte sich auch der Besitz der einzelnen Bürger auf dem rechten Ufer der Aare, der Verkehr zwischen der Stadt und der umliegenden Landschaft nahm zu, und so wurde das Bedürfniß einer bequemern, leichtern und sicherern Verbindung zwischen der untern Stadt und dem jenseitigen Aarufer immer lebhafter gefühlt. Man beschloß endlich die Erbauung einer Brücke beim untern Thore und begann den Bau, nach Justinger im J. 1230. Etwa 40 Schritte unterhalb der Fähre, deren Benutzung während des Brückenbaues man nicht unterbrechen wollte, wurden aus der Reihe von Häusern, welche sich vom Ramseyerloche bis zum Thore in der Langmauer erstreckte, zwei niedergerissen. Die Joche wurden geschlagen. Als man aber mit dieser Arbeit bis in die Mitte des Flusses vorgerückt war, da erschien ein Bote des mächtigen Grafen Hartmann von Kyburg, der auf seinem Schlosse zu Burgdorf wohnte und den Bernern erklären ließ: „Die Hälfte des Flusses gehöre ihm, als dem Herrn des jenseitigen Ufers, die Berner hätten kein Recht eine Brücke auf seinen Boden zu setzen und sollten also nicht über die Mitte des Flusses hinausrücken.“ Diese Botschaft bewirkte eine große Aufregung unter den Bernern. Während die Zaghaftern sich vor den Händeln, die zu entstehen drohten, fürchteten, wollten die meisten sofort ausziehen um den Trotz und die unbefugte Zumuthung des Grafen zu züchtigen. Der Rath erwog jedoch die Sache reiflich und fand: Der Grund der Aare gehöre weder den Bernern noch dem Grafen von Kyburg, sondern dem heiligen römischen Reiche, wie dieses aus Urkunden und alter Uebung erhelle, und ein Burger von Bern habe diesen Grund von dem Kaiser zu Lehen; mithin habe der Graf kein Recht sich der Errichtung einer Brücke zu widersetzen; hingegen wolle man, um fremdes Eigenthum nicht zu beschädigen, den am jenseitigen Ufer gelegenen Baumgarten, wohin das Ende der Brücke kommen solle, ankaufen.

Dieses wurde dem Grafen nach Burgdorf gemeldet; allein er achtete nicht darauf, sondern bestand auf seinem Verbot. Die Berner aber, im Vertrauen auf ihr gutes Recht, fuhren fort die Joche zu schlagen. Jetzt drohte der Graf mit ernstlichen Feind-

seligkeiten. Er war ein gar mächtiger und gewaltiger Herr aus dem uralten Geschlecht der Kyburg, deren Stammschloß im jetzigen Kanton Zürich, eine Stunde von Winterthur auf der linken Seite der Töß lag. Der Graf hielt seinen Hof auf dem Schlosse zu Burgdorf und wurde daher auch häufig der Graf von Burgdorf genannt. Er war stolz, auf Vermehrung seiner ohnehin weit reichenden Macht bedacht und eifersüchtig auf die allmälig aufblühende Stadt. Er wies daher das Anerbieten rechtlicher Untersuchung und Entscheidung trotzig zurück. Die Berner hatten nun bereits die letzten Joche am jenseitigen Ufer geschlagen. Als sie aber erfuhren, daß der Graf sie mit Gewalt in ihrem Unternehmen stören wolle, so hielten sie inne und sandten ihre Boten zum Kaiser, um seinen Schutz gegen die Anmaßungen des mächtigen Grafen zu erhalten. Allein im deutschen Reiche war seit dem Tode Friedrichs des Zweiten gar große Verwirrung und Uneinigkeit über die Wahl des Nachfolgers. Einige Fürsten waren für seinen Sohn Conrad, die andern wählten den Grafen Wilhelm von Holland. Ihre Anhänger bekämpften sich und überall entstand die größte Unordnung. Unter solchen Umständen fanden die Boten der Berner nirgends Theilnahme und Unterstützung. Auf ihren wenig tröstlichen Bericht beschloß man in Bern, einstweilen über die geschlagenen Joche noch keine Balken zu legen, sondern vorher am andern Ufer in dem angekauften Baumgarten einen starken Thurm zu bauen, um den Zugang zu der Brücke zu vertheidigen. Unter großen Mühseligkeiten und Drangsalen kam der Bau dieses Thurmes zu Stande. Gegen die Soldaten des Grafen von Kyburg, welche die Arbeiter öfters überfielen und über den Fluß zurückdrängten, mußte man stets einen Haufen Bewaffneter zum Schutze der Arbeiter bereit halten. Nichtsdestoweniger kam der Bau zu Stande, und zum Andenken an die Mühseligkeiten und Gefahren seiner Erbauung und an die blutigen Kämpfe wurde der Thurm, welcher noch jetzt, obwohl erneuert, am Ende der Brücke steht, der Blutthurm genannt.

Nun beschloß der Graf von Kyburg mit aller Macht gegen die Berner aufzutreten. Er forderte seine benachbarten Vasallen und viele uechtländische Freiherrn und Grafen auf, die Berner zu beschädigen, und selbst die Stadt Freiburg ließ sich, ungeachtet des gemeinsamen Ursprungs beider Städte, bewegen, feindlich gegen Bern zu handeln. Obschon die Stadt Bern, stark durch ihre feste Lage und durch den Muth und die Entschlossenheit ihrer Bürger, den Feinden Trotz zu bieten vermochte, so wurde ihr dennoch die ringsum auflodernde Fehde beschwerlich. Die Verbindung mit dem Lande war durch zahlreiche feindliche Schaaren, welche zu Fuß und zu Roß in der Gegend herumschwärmten, unterbrochen, aller Gewerb gehemmt. Die Bürger durften sich nicht mehr anders als in großen Haufen und in kriegerischer Ordnung vor das Thor wagen. Boten sie dem Feinde den Kampf an, so zog sich dieser zurück; giengen aber die Berner auseinander, oder trieben sie ihr Vieh auf die Weide, so waren die Feinde wieder da um zu plündern und zu morden. Dieser Zustand war in die Länge unerträglich. In solcher Bedrängniß lobten einige den Heldenmuth des Grafen Peter von Savoyen und riethen ihn zu Hülfe zu rufen. Man

beschloß zwei Herren zu diesem Zwecke an ihn abzusenden. Die Boten kleideten sich in Mönchskutten, schlichen sich bei Nacht durch die vor der Stadt liegenden feindlichen Schaaren und gelangten auf Nebenwegen durch das Siebenthal und Saanenland über die Berge ins Schloß Chillon am Genfersee zum Grafen. Sie klagten ihm ihre Noth und versprachen ihm, als ihrem Herrn auf immer zu huldigen und ihm dafür Brief und Siegel zu geben, wenn er ihnen Beistand leiste.

Graf Peter war ein hochherziger Mann, tapfer, rasch im Entschluß und geschickt die Ereignisse zu seinem Vortheile zu benutzen. Von seinem ältesten Bruder, dem regierenden Grafen von Savoyen, erhielt er die Schlösser und Herrschaften Lompnes und St. Rambert in Bügey (der Landschaft westlich von Savoy) und später noch das Schloß Chillon am Genfersee sammt der Gegend vom großen St. Bernhard bis an den Fluß Drance, der sich zwischen den Städten Evian und Thonon in den Genfersee ergießt. Bald darauf erlangte er das Schloß Genf mit noch mehrern andern und die Grafschaft Romont. Nach einem achtjährigen Aufenthalt in England bei seinem Neffen, dem Könige Heinrich dem Dritten, kehrte er im J. 1249 nach Savoyen zurück, und erweiterte kurz darauf seine Herrschaft in der Gegend um Genf und gegen Dauphine. Auch übergab ihm der Graf von Aarberg die Schlösser Arcenciel und Illens (im jetzigen Kanton Freiburg) und huldigte ihm, so wie der Graf Rudolf von Greyerz.

Graf Peter war daher, als die Gesandten der Berner zu ihm nach Chillon kamen, bereits ein mächtiger und viel bedeutender Herr. Erfreut über das ihm bewiesene Zutrauen und über die neue Gelegenheit, seinen Einfluß zu erweitern, versprach er den Bernern ungesäumte Hülfe. Alsogleich schrieb er an den Grafen von Burgdorf und forderte ihn auf, Angesichts des Briefes von dem Kriege abzustehen und sich des Rechtens gegen die Berner zu begnügen, sintemal er sie in seinen Schutz genommen habe, und wer sie beleidige, der habe es mit ihm zu thun. Zu rechtlicher Untersuchung und Entscheidung wolle er ihm die Berner stellen an einem unparteiischen Ort. Hartmann von Kyburg, in Erwägung, daß Graf Peter seines Oheims Schwager sei — (Hartmann der ältere hatte sich nämlich mit Margaretha von Savoyen verheirathet) — und daß er an ihm einen gefährlichen Feind haben würde, nahm das Anerbieten einer friedlichen Ausgleichung an. Es wurde ein Tag angesetzt nach Bolligen, Graf Peter kam nach Bern und ritt, von den Abgeordneten der Stadt begleitet, hinaus.

Das Dorf Bolligen, am südwestlichen Fuße des Bantigerhubels unter Obstbäumen versteckt und in schönen Matten gelegen, stand schon eher als die Stadt Bern. Da die alte Straße von Bern nach Burgdorf durch dasselbe führte, war es zu einer Zusammenkunft zwischen diesen beiden Orten vorzüglich geeignet. Oestlich vom Dorfe erhob sich die Burg, damals wahrscheinlich den edeln Herren Adrian und Andreas von Bolligen gehörend. Jetzt sieht man zwar von der Burg keine Spur mehr, allein der Ort wo sie gestanden, wird noch gezeigt und der Hügel heißt noch zur Stunde der Burghubel. — Dort sollte die Vermittlung vor sich gehen und der Streit geschlichtet

werden. Schon war der Graf von Burgdorf auf dem Platze, umgeben von einem großen Gefolge, als Graf Peter herannahete, begleitet von den Berner Rathsboten und einigen Knappen. Peter stieg vom Pferde und nach des Hofes feiner Sitte nahte er sich dem Grafen ehrerbietig (siehe die Abbildung); aber Hartmann, ohnehin verdrießlich, daß Peter der Sache sich angenommen und nach seiner stolzen Gemüthsart glaubend, es geschehe aus Mißachtung, daß dieser mit einem so unansehnlichen Gefolge erscheine, blieb sitzen und beharrte gegen den Grafen und gegen Bern in solchem Trotz, daß die Zusammenkunft sich fruchtlos zerschlug. Es wurde jedoch ein zweiter Tag angesetzt an dem gleichen Orte. Jetzt erschien der Graf von Savoyen mit stattlichem Gefolge und großer Pracht; auch er wollte jetzt vor Hartmann nicht aufstehen und ließ ihn fühlen, daß er an Gewalt, Stand und Ansehen ihm wohl an die Seite, wenn nicht noch über ihn zu setzen sei. Nun wurde die Angelegenheit des Brückenbaues untersucht, die Titel und Rechte wurden vorgelegt und es fand sich, daß die Berner Recht hatten und der Graf von Kyburg nicht befugt war, ihnen den Bau der Brücke zu wehren. Mit großem Jubel wurde Graf Peter empfangen, als er von der wohlgeführten Unterhandlung nach Bern kam. Da sprach er zu den Bürgern: „Nun bauet die Brücke nach euerm Willen, denn ich will euch helfen dieselbige behalten.“ Er half selbst den ersten Ansbaum (Balken, Jausbaum) auf die schon lange stehenden Joche legen und ermunterte dadurch die Leute so sehr, daß der Bau in kurzer Zeit vollendet war.

Graf Peter hatte im Sinn in Kurzem wieder nach England zu gehen, und wünschte nun, daß die Berner im Stande wären, sich während seiner Abwesenheit gegen alle Angriffe zu vertheidigen. Hierzu schien ihm die Vermehrung der Bürgerschaft das sicherste Mittel. Er rieth daher zur Vergrößerung der Stadt. Das gefiel den Bernern, denn für die rasch anwachsende Menge war der Raum schon lange eng geworden. Ungesäumt schritt man ans Werk.

Am obern Ende der Stadt lag eine Ebene mit Baumgärten, da wo jetzt die Insel-, Juden-, Markt- und Zeughausgasse stehen. Diese Ebene war zur Erweiterung der Stadt sehr geeignet. Zwar war sie von der alten Stadt durch zwei Schluchten, das Ruwethal (jetzt Gerberngraben) und den Dachnaglergraben (nun Kindlifresser- oder Kornhausplatz und untern Graben) getrennt, allein jener Erdrücken, der vom heutigen Zeitglockenthurm zu der Alt-Gerwern Zunft hinüberlief, gab eine gute und sichere Verbindung. Die Hausplätze wurden abgetheilt und zwei Reihen Häuser errichtet. So entstand eine neue Straße, welche bis zum heutigen Käfichthurm hinaufgieng. Man hieß sie die neue Stadt, welcher Name ihr lange geblieben ist, obwohl sie später auch der Weibermarkt genannt wurde. Weiter hinauf konnte die Straße nicht ausgedehnt werden, denn ein breiter und tiefer Graben erstreckte sich vom jetzigen Waisenhaus bis zum obern (jetzt ganz ausgefüllten) Graben. Diesem Graben entlang, da wo jetzt die Häuser im Käfichgäßlein stehen, wurde die Ringmauer aufgeführt, weshalb auch die Häuserreihen, links und rechts vom Käfichthurm noch einige Jahrhunderte lang den Namen führten an der alten Ringmauer. Mitten in dieser Ring-

Die Erbauung der Brücke beim untern Thore zu Bern.

mauer wurde ein Thurm mit einem Thor erbaut, das Glöcknerthor genannt (der jetzige Käfichthurm). Eine hölzerne Brücke führte von da über den Graben gegen die Ebene, auf welcher in spätern Zeiten die heutige Spitalgasse erbaut wurde. Auf solche Weise war nun der Raum der Stadt um ein beträchtliches erweitert, nämlich vom Zeitglocken- bis zum Käfichthurm. Man gewann Platz zur Aufnahme neuer Einwohner und hatte dennoch die Stadt in natürliche und feste Grenzen eingeschlossen. Einstweilen wurde nur eine eigentliche Straße angelegt, nämlich durch die Mitte hinauf gerade gegen das Glöcknerthor zu. Hinter dieser Straße auf der Mittagsseite wurde den Juden ein Platz angewiesen, um ihre Wohnungen zu erbauen. Der leere Platz auf der Mitternachtseite wurde zum Theil mit Scheuern besetzt. Erst einige Jahre später (1265) wurde von den Dominikaner-Mönchen auf dem Platze, wo jetzt die französische Kirche und die Kaserne stehen, ein Kloster mit einer Kirche erbaut. — In dem schönst gelegenen Theile der alten Stadt, wo man die herrlichste Aussicht auf die Aare und die Hochgebirge genießt, hatten schon vor geraumer Zeit, im J. 1251, die Franziskaner- oder Barfüßer-Mönche ein Kloster erbaut (das jetzige Hochschulgebäude), und oben vor der Stadt hatten schon im J. 1233 die Brüder des Ordens vom heiligen Geist einen Spital und eine Kirche errichtet. Zwei Brüder mit einem Meister wohnten daselbst, besorgten den Gottesdienst, verpflegten die Armen und beherbergten dürftige Reisende.

So sah es aus zu Bern kurz vor und nach dem Brückenbau. Die neue Stadt bevölkerte sich in kurzer Zeit und die Burgerschaft erhielt dadurch einen bedeutenden Zuwachs an Kraft.

Graf Peter von Savoyen, dessen feurigem und unternehmendem Geiste die Ruhe nur wenig behagte, war unterdessen wieder nach England gegangen. Nachdem er dort bei vielen wichtigen Unterhandlungen und Geschäften des Königs verwendet worden war, kehrte er im J. 1260 nach Savoyen zurück. Um diese Zeit verbündeten sich die Grafen und Freiherrn des Waadtlandes gegen ihn, aus Furcht nach und nach von ihm unterjocht zu werden; allein Peter schlug sie bei Chillon, nahm die vornehmsten unter ihnen gefangen, belagerte und eroberte die Städte Milden, Romont und Iferten. So wuchs Peters Herrschaft und Ansehen ununterbrochen und überall, ganz besonders aber als er nach dem Tode seines Brudersohnes, Bonifacius, regierender Graf von Savoyen geworden war. Nachdem er die Angelegenheiten seines Landes geordnet hatte, begab er sich (1263) zum dritten Male nach England.

Während seines Aufenthaltes daselbst wurden aber seine Feinde in der Waadt wieder kühner. Besonders gedachte Graf Rudolf von Genf, diese Abwesenheit zu benutzen, um Peters Macht zu brechen. Er befahl daher seinen Amtsleuten, daß sie den Angehörigen des Grafen von Savoyen auf alle mögliche Art Leid zufügen sollten. Die Amtsleute befolgten diese Befehle. Als Peters Statthalter diese täglichen Mißhandlungen seiner Leute erfuhr, sandte er alsbald einen Boten nach England um den Grafen hievon in Kenntniß zu setzen (1264). Der König bewilligte ihm sogleich Hülfstruppen zu Fuß und zu Pferd. Mit diesen machte Graf Peter den Weg in größter Eile, so

daß er ganz unerwartet im Waadtlande erschien. Sogleich umzingelte er die Schlösser Rüe und Les Cles und gieng dem Grafen von Genf entgegen, um ihn in einer Feldschlacht zu bezwingen. Vermuthlich war es bei dieser Gelegenheit, daß er den Bernern schrieb: „sie sollten ihm mit ihrem tapfern „Volke in seinem schweren Kampfe zu„ziehen; dafür werde er sich dankbar er„zeigen, und um was sie ihn ansprächen, „das wolle er ihnen gewähren, wenn es „nur in seinem Vermögen stehe.“ Die Berner schickten ihm 500 Mann wohl bewaffnet; die hielten sich gar mannhaft, also daß der Graf von Savoyen obsiegte und alles nach seinem Willen gieng. Der Graf von Genf mußte ihm die Schlösser Rüe und Les Cles überlassen, eine große Summe für die Kriegskosten zahlen und mit den andern Abgefallenen neuerdings huldigen.

Nach diesem glücklichen Ausgang erinnerten die Hauptleute der Berner den Grafen an seine Worte, daß wenn ihm die Berner helfen würden, er ihnen jede Bitte gewähren wolle; jetzt hätten sie Gut und Blut für ihn gewagt und hoffen, Seine Gnaden werden nun auch an ihnen ihr Wort halten. Da sprach der Graf: „was meine Boten zu euch geredet und euch versprochen haben, das will ich euch vollkommen halten.“ Nun baten die Berner, daß er ihnen den Schirmbrief wieder herausgeben möchte, den ihm die Stadt Bern vor Zeiten gegeben hatte, als sie von dem Grafen von Kyburg bekriegt wurde. Das that dem Grafen von Savoyen wehe, denn er freute sich hoch, der Schirmvogt eines so tapfern Volkes zu sein, aber er antwortete: „Liebe „Freunde, wie groß und schwer mir die „Sache auch ist, so will ich doch mein Wort „fest gegen euch halten.“ Dann gab er ihnen den Brief zurück, errichtete aber ein Freundschafts- und Schutzbündniß mit der Stadt Bern, worin er versprach, an des Kaisers Stelle, so lange die Stadt Bern zu schützen, bis die Unordnung im deutschen Reiche gewichen sei und ein deutscher Kaiser mit Macht an die Grenzen der Schweiz komme. Dieser Vertrag wurde nachher mit einigen seiner Nachfolger erneuert.

In dieser kurzen Darstellung aus den ersten Zeiten Berns hast du, lieber Leser, bereits ein Bild der ganzen früheren Geschichte unseres Freistaates: Vergrößerung und Wachsthum unter fortgesetzten kleinern Anfechtungen und schwerern Kämpfen, verursacht hauptsächlich durch die Eifersucht des umliegenden stolzen Adels, der nur ungerne die innere Erstarkung des jungen Gemeinwesens und die stets zunehmende Erhöhung seines Ansehens wahrnehmen konnte. — Heißere und blutigere Kämpfe als jene mit dem Grafen Hartmann von Kyburg um die Zeit der Erbauung der Brücke beim untern Thor, erwarteten die Bürger der aufblühenden Stadt nur kurze Zeit nach den oben erzählten Vorfällen. Ihre Darstellung verspart der Bote auf ein künftiges Jahr.

Stämpflische Buchdruckerei (G. Hünerwadel) Postgasse 44 in Bern.